

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Jugenderinnerungen

Devrient, Therese

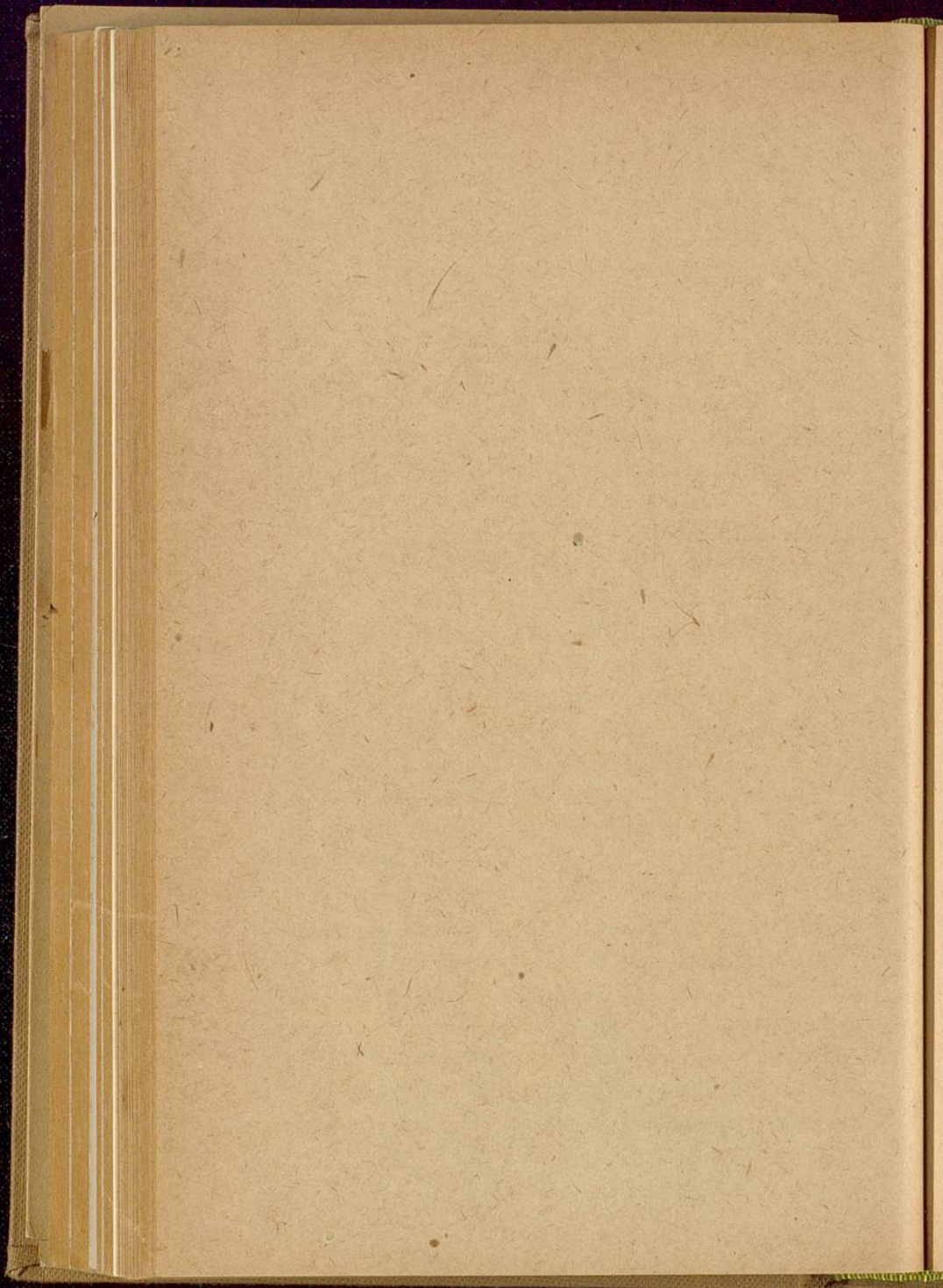
Stuttgart, [1908]

Aus der jungen Ehe (1824-1844)

[urn:nbn:de:bsz:31-37763](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37763)

Hus der jungen Ehe

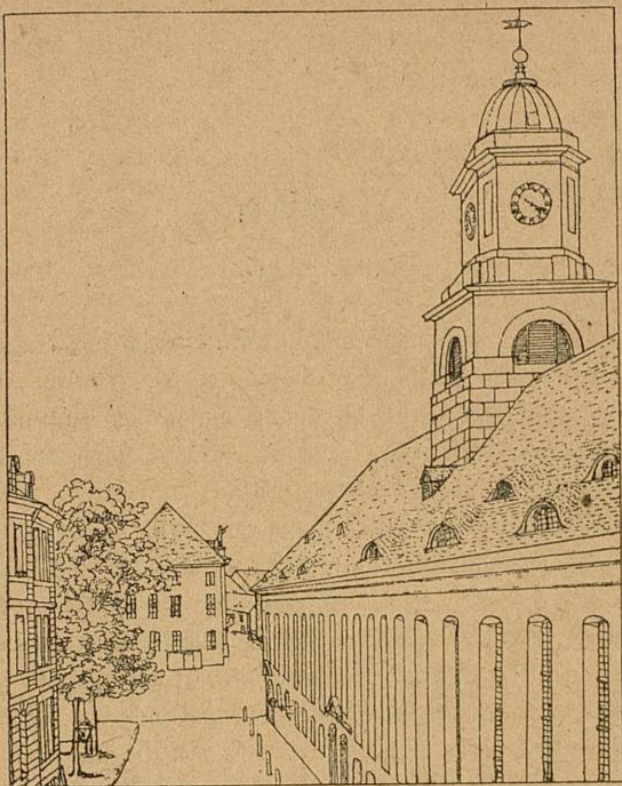
(1824—1844)



Berlin

(1824—1844)

Wie eine Königin im Märchen kam ich mir vor in meinem neuen Reich. Eduard hatte mein Fenster mit Blumenstöckchen besetzt, und wo ich hinsah, war eine neue reizende Überraschung für mich. Unser Wohnzimmer, blaßrosa mit durchsichtigen weißen Vorhängen, dem hübschen Teppich vor dem Sofa (ein Geschenk Mendelssohns) und all den spiegelblanken Möbeln, sah sehr freundlich aus. Jeder Schrank, den ich öffnete, roch würzig nach frischem Holze und erzählte durch ein eigen tümliches Knarren und Rauschen, daß er noch sehr wenig benützt worden sei. Geschirr und Löffel glänzten, Tischzeug und andere Wäsche hatte eine gewisse Unschmiegsamkeit, die mit Wachstuch beschlagenen Fenstertritte dufteten stark nach Lack und klebten, so daß beim Herunternehmen eines Stuhles jedesmal ein leichter Knall erfolgte. Die in der warmen Mittagssonne jetzt weit aufgeblühten Hyazinthen und Maiblumen erfüllten das ganze Zimmer mit Wohlgeruch. So ging ich stolz in meinem Eigentum umher und ließ meinen Schlüsselbund fleißig klappern, am meisten bei dem Vorratsschrank, in welchem mir nie besessene Schätze aufgehäuft lagen: Schinken,



Blick auf die erste Wohnung

Wurst, ein Korb mit Eiern, viele gefüllte Gläser, Beutel und Düten, aus welchen ich, trotz meiner jetzigen Würde, gern eine Rosine oder Mandel naschte, wenn ich mich unbemerkt wußte.

Wie hübsch war es, Hausfrau zu sein, mit Dörthen zu beraten, was wir kochen wollten, um für Eduard das zu bereiten, was er gern aß. Er behauptete auch, ich

setze ihm jeden Mittag seine Lieblingsgerichte vor. Wie viel hatten wir uns zu sagen, gewaltsam rissen wir uns von den Mahlzeiten los, so lebhaft war die Unterhaltung. Nur wenn Besuch kam, da war Eduard immer noch derselbe einsilbige alte Brummhör, was mich um so mehr ärgerte, da ich jetzt erst wußte, wie sehr er Geselligkeit liebte. Die Freunde kehrten sich zwar nicht daran, sie kamen ungeladen, und selten verging ein Abend, an dem nicht der eine oder andere sich mit an den Teetisch setzte; und ward das Gespräch irgend anregend und interessant, so nahm niemand lebhafter Anteil daran als Eduard. Auf echte Berliner Weise ward geschrien und disputiert oft bis spät in die Nacht.

Auch ein hübsches Quartett fand sich nach und nach bei uns zusammen, wenn auch nicht von bedeutenden Stimmen, doch von sicher musikalischen Leuten, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein, unsere fein einstudierten Haydn'schen Quartette Felix Mendelssohn und seinen kunstgeübten Eltern nicht nur vorzusingen, sondern sie erst damit bekannt zu machen.

Es war am 8. Januar 1825, vormittags gegen 12 Uhr, als ich wie in einem Traume ein Kinderstimmchen schreien hörte. — „Therese, lieber Spatz, das ist dein Kind,“ rief Mine mit so eindringlichem, erschütterndem Tone, daß er mir durch alle Nerven bebte und mich aus meiner Betäubung weckte. Ich hob matt den Kopf und blickte zu ihr auf, da stand sie an meinem

Lager, die gute, treue Seele, totenbleich, mit Tränen in den Augen, und nickte mir zu mit einem Lächeln, das ich nie vergessen werde. Eduards Mutter sagte sanft, indem sie mich küßte: „Na, meine liebe Tochter, sieh dir doch mal dein Töchterchen an.“ Sie reichte mir das Kind, das ganz gegen den Gebrauch der kleinen Neugeborenen mit großen, offenen Augen sich die Welt ansah; verschämt, zitternd hielt ich es in den Armen, und bis tief ins Innerste bewegt drückte ich mein kleines Mädchen an die Brust. Der Arzt gab nun noch mancherlei Vorschriften, ließ die Fenster verhängen, verbot jede Aufregung und nahm Eduard und dessen Mutter hinaus.

Jetzt war ich mit Mimen allein, die meine Pflege ganz auf sich genommen, und während sie mit leisen Schritten im Zimmer umherging, lag ich in meinem gut durchwärmten Bette, in dem angenehmen Dämmerlichte mit dem wohligen Behagen da. Ich sah, wie Mimen ihr Bett für die Nacht nahe dem meinen aufschlug, wie sie ein Tischchen mit einem weißen Tuch überdeckte und allerhand Gläser und Tassen zurechtstellte, auch ein Gefäß mit dem Getränk für das Kind über die brennende Nachtlampe setzte, um es warm zu halten. Das alles beobachtete ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Eigentlich wäre diese Zeit wohl zu ernstem Nachdenken und Vorsätzen recht geeignet gewesen; aber weiß Gott, wie es kam, — ich glaube kindischere Gedanken hatten mein Lebtag mich nicht beschäftigt als gerade jetzt. Erst malte ich mir aus, was der oder jener Bekannte wohl sagen würde, wenn unsere Karte käme, und ob sie es hübsch fänden, daß es ein Mädchen sei. Dann, und das

beschäftigte mich sehr ernstlich, richtete ich in Gedanken meine ganze Toilette wieder her, beschloß mich von nun an auf das Reizendste zu kleiden, und war in meiner dunkeln Bettecke eitler und pußsüchtiger als jemals sonst zuvor.

Sobald Mine mit allen Vorkehrungen fertig war, rief sie die Kinderwärterin, eine alte, erfahrene Frau, die viele Jahre bei Tante Hoffmann in Dienst gestanden, fast all ihre Kinder gepflegt hatte, und uns von ihr auf das Dringendste empfohlen worden war.

Mit einem langen Glückwunsch für mich trat sie herein, betrachtete mit Kennermiene ihren kleinen Pflegling und setzte sich, ein blaues Strickzeug in der Hand, eine Brille auf der Nase, zur Wiege. Den einen Schuh streifte sie ab und stellte geschickt den unbedeckten Fuß so, daß sie leicht die Wiege in Gang bringen konnte. Bald fiel ihr das Strickzeug in den Schoß, der Kopf auf die Brust, sie war süß entschlummert.

Mine, die sich zu mir ans Bett gesetzt hatte, war auch nach wenig Augenblicken, ermüdet durch die Angst und Nachtwache, eingenickt. So gaben mir das tiefe Atmen der Schlummernden, das Halbdunkel, die Stille um mich her, die leise schaukelnde Bewegung der Wiege, ein Gefühl des süßesten Wohlbehagens und der Ruhe.

Das Rollen eines Wagens machte mich aufmerksam; er hielt vor der Türe, und bald darauf kam Mutter, von Eduard begleitet, herein. Sie war sehr bewegt, küßte, ehe ich es hindern konnte, meine Hand und nannte mich „ihr geliebtes liebes Kind“. Wie rührte mich ihre Zärtlichkeit, die ich noch niemals so verstanden hatte wie heute, und wie gönnte ich meinem lieben,

blaffen Mutzeln die Freude und den Stolz, Großmutter zu sein. Sie wollte noch vieles fragen, sich viel erzählen lassen, aber Eduard duldete es nicht und rief sie fort. So drückte sie mir schweigend die Hand, küßte mit großmütterlichem Entzücken die Kissen in der Wiege, denn das Kind war gar nicht herauszufinden, und ging leise hinaus.

Schon am dritten Tage ihres Lebens ward mein kleines Mädchen besungen. Eduard hatte ein Wiegenlied gedichtet und komponiert und sie darin bei dem Namen, den wir lange schon vorher für sie bestimmt hatten, Mariechen genannt.

Während er an meinem Bette sitzend das Lied mit leiser Stimme sang, merkte er wohl selbst erst, wie melancholisch es sei. Ich lehnte weinend meinen Kopf an seine Schulter, und auch er saß gedankenvoll da. Es klang etwas traurig Prophetisches aus dem Gedicht, und ich glaube, in diesem Augenblick war die erste Ahnung, das erste Gefühl von Elternsorge über uns beide gekommen.*)

Die schöne Zeit der Ruhe und des Wohlbefindens war vorüber, sobald mich der Arzt für wohl erklärte. Mine zog fort. Ich durfte wieder von einem Zimmer ins andere gehen, und meinem Haushalt vorstehen, aber ich war angegriffen nervös, und durch die alte Kinderfrau gekränkt und verletzt. Sie benutzte meine Unersahrenheit sich des Kindes ganz zu bemächtigen, ich

*) Marie starb 1873, 9 Jahre vor ihrer Mutter, nach einem Leben voll schwerer Leiden und Enttäuschungen.

hielt mich für sehr überflüssig und wagte es kaum noch die Kleine auf den Arm zu nehmen, da sie fast regelmäßig bitterlich anfang zu weinen. Selbst daß ich sie nährte, gewann mir ihre Gunst nicht. Denn nach Vorschrift des Arztes mußte ich mich dabei streng an die von ihm bestimmte Zeit halten; die Kinderfrau dagegen, in ihrer selbständigen Weise, erklärte den Arzt für nicht recht gescheit, lehnte sich an nichts und kam mit ihrer Flasche voll süßen Fencheltees dem durstigen, kleinen Geschöpfchen wie ein rettender Engel. So fühlte ich mich schmerzlich aus meinen heiligsten Rechten verdrängt.

Es hätte auf der ganzen weiten Erde kein glücklicheres Paar gegeben als uns, wenn nicht schon in den ersten Jahren unserer Ehe schwere Sorgen und Kummer um meine Lieben uns immermehr bedrückt hätten.

Unsere treue, liebe Mine hatte sich unglücklich verheiratet aus Aufopferung für Mutter und Lore, die sie dann hoffte unterstützen zu können. Heimberg, der Mine schon als Kommis in Hamburg angebetet hatte (derselbe, welcher damals bei dem unseligen Straßenkampfe zusammen mit Ludwig arretiert worden war), ein guter, aber zerfahrener Mensch voller Pläne, die unausführbar waren, sah sich nach mehreren verzweifelten Experimenten und Träumen von einer großen Erfindung nur zu bald auf Eduards Unterstützung angewiesen. Die Lage von Mutter und Lore war dadurch nur drückender statt besser. Die Not in Mines Haus wuchs von Monat zu Monat. Und als Mine Mutter eines zarten Mädchens wurde, war auch damit Leid statt Glück

eingefehrt. Sie starb im Wochenbett. Eduard und ich hielten ihre Hände bis zum letzten Atemzuge, Heimberg hatte den Jammer nicht ertragen können.

Auch Lore hatte in jenen Jahren ihren schweren Tribut an das Schicksal zu zahlen. Eine schöne aufkeimende Liebe wurde ihr roh zerschlagen durch das unselige Hineingreifen unberufener Hände. Ihr Übertritt zum Christentum steht mir als Markstein jener Tage in erschütternder Erinnerung.

In den beiden ersten Jahren hatte Eduard der Intendanz des Hoftheaters seine Berechtigung zu vierwöchentlichem Urlaub verkauft und damit den Rest unserer schönen Einrichtung bezahlt. Jetzt im dritten Sommer aber sehnten wir uns danach, einmal fern von allem Familienelend uns zu erfrischen. So überließen wir die Kinder der Pflege unserer alten Kinderfrau, der Oberaufsicht von Eduards und meiner Mutter und reisten, da wir sie gut behütet wußten, an einem schönen, heitern Sommertage ab.

Eduard hatte Freienwalde, einen romantisch gelegenen kleinen Badeort, sieben Stunden von Berlin, gewählt. Man hatte uns geraten nicht in dem großen Gasthause auf dem Bade sondern in der Mühle eine Wohnung zu suchen. Als wir an den bezeichneten Ort kamen, konnten wir uns nicht gleich entschließen ein gewöhnliches Haus für eine Mühle anzusehen und befragten, um sicher zu gehen, eine junge Dame, die lesend unter einem Baume saß.

„O weh, ich glaube sie memoriert eine Rolle!“

flüsterte mir Eduard zu, „das ist sicher die Liebhaberin einer hier durchziehenden Schauspielertruppe. Höflich grüßend trat er heran und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, ist dieses Haus dort die Mühle?“

Das junge Mädchen legte ihr Buch hin und antwortete mit melodischer Stimme und vollendetem „r“: „Ja, mein Herr, dort ist die Mühle.“

Eduard dankte, sie erwiderte seinen Gruß und nahm ihr Buch wieder. Es konnte kein Zweifel sein, in der Art, mit der sie die wenigen Worte, „Ja, mein Herr, dort ist die Mühle,“ sprach, lag ein ganzes Repertoire. Ihr Blick zeigte entschiedenes Talent für moderne Kofetten, in dem Tone lag die Würde und Resignation einer Maria Stuart, und die Bewegung des Armes, mit der sie hinüber nach dem Hause wies, war durchaus klassisch — antik.

Ich freute mich und versprach mir vielen Spaß davon, aber Eduard meinte: „Die Misere könnte mir den Aufenthalt hier recht verbittern.“

„Ach bewahre!“ rief ich, „hier darf dich nichts stören; wir sind nur da, um recht vergnügt zu sein.“

„Und das wollen wir!“ sagte Eduard heiter, „komm, da ist das Haus, laß uns ein hübsches Stübchen suchen!“

Damit zog er mich hinein. Wir fanden ein freundliches Zimmer mit angenehmer Aussicht; das Essen wurde uns aus dem Gasthause des Bades geholt, Frühstück und Tee bereitete uns eine Frau, die die Aufwartung hatte, und wir lebten, ganz wie wir es uns vorgenommen, einsam und versteckt, schöne, wundervolle Tage.

Die Gegend war für uns Unverwöhnte wahrhaft

entzückend, das Wetter günstig, so schwelgten wir unter freiem Himmel, unter schattigen Bäumen, an plätschern- den Bächen, im Mondenschein; an kleinen Seen mit ruhig dahingleitenden Schwänen — und vor allem, wir einmal allein! — ganz uns selbst überlassen. Wir gingen Hand in Hand, plaudernd, uns stets verstehend so durch und durch in jedem kaum ausgesprochenem Gedanken — ach, es war gar zu schön, zu schön! —

Und richtig! die Schauspielertruppe war auch da! In dem alten Wirtschaftsgebäude uns gerade gegen- über hatte sie ihr Theater aufgeschlagen, wohnte unter demselben Dache, das ganze Personal, männlich und weiblich in einem Raume, neben der Bühne. Sie schliefen auf einer Streu, bereiteten ihr dürftiges Mahl auf einem kleinen Herde des Hausflures und führten in ihren vier Pfählen ein armseliges Bettlerleben. Sobald sie hinaus- traten, stolzierten sie gravitatisch unter den Bäumen umher, rezitierten Verse, trillerten Opernarien, lachten und scherzten mit den staunenden Bauernkindern und kamen mir recht lustig, Eduard aber sehr trübselig und jämmerlich vor.

Ein ältlicher Mann von Adel, wie die Aufwärterin erzählte, erregte mein ganzes Mitleid. Mit einem kleinen, geschwärzten Topf kam er täglich heraus, seine Kartoffeln in dem Teich zu waschen, und ich trat schnell vom Fenster zurück, wenn er so unpassend beschäftigt nachher kummervoll und gebückt bei uns vorüberging.

Vormittags hielt die Hitze uns im Zimmer, und wir hörten dann drüben eifrig probieren. Es bewegte mich sehr, als ich längst verklungene Melodien erkannte, Lieder

aus dem Donaueibchen, die Mutter mir, als ich noch Kind war, wer weiß wie oft, gesungen hatte. Die Aufwärterin hatte das höchste Interesse für diese Kunstleistungen, besuchte Proben und Darstellungen (für manche kleine Dienstleistungen hatte sie Erlaubnis dazu) und versicherte, sie wären zwar alle ausgezeichnet, aber die Frau des Direktors sei doch die beste, sie könne alle überschreien.

Mir zum Gefallen opferte Eduard einen Abend, wir gingen auch hinüber, um der Vorstellung eines Körnerschen Stückes Hedwig beizuwohnen. Die Künstler bemerkten uns bald, hatten durch die Aufwärterin erfahren, daß es ein Mitglied der Berliner Hofbühne sei, und so schien es mir, als ob sie nur für uns spielten.

Die ausdrucksvolle Wegweiserin mit dem Buche am ersten Morgen war als Hedwig gar nicht schlecht, wenn auch ihr Bestreben, in dieser einen Rolle all ihre Fähigkeiten zu zeigen, oft recht störend war. Rudolf, ein hübscher, schlanker junger Mann, spielte voll Feuer und Lebhaftigkeit. Beide hatten vortrefflich memoriert, der Ernst und Eifer, mit dem sie ihre Rollen darstellten, flößte mir Respekt ein, und von diesem Augenblick an wäre ich nicht mehr imstande gewesen, über irgend eine Ungeschicklichkeit zu lachen. Man fühlte es, sie gaben redlich ihr bestes, und mit ängstlicher Sorge begleitete ich jedes Wort, jede ihrer Bewegungen, als ob ich sie zu verantworten gehabt hätte. Meine Angst vor dem Schusse, der in dem engen Raum fürchterlich knallen mußte, schien mir Grund genug, vor dem Ende des Stückes fortgehen zu dürfen. Draußen in der frischen

Abendkühle unter freiem Himmel atmeten wir leichter und waren herzlich froh, diese künstliche, traurige Nachahmung der Menschen und ihrer Zustände los zu sein.

Am andern Morgen zog die Truppe fort, ein Bauernwagen enthielt ihren ganzen Reichtum, Dekoration, Garderobe und all ihren Privatbesitz. Die Direktorin mit zwei Auserwählten hatte das Recht, auf den Kisten und Ballen sitzend, zu fahren, die übrigen folgten zu Fuße. Lachend, plaudernd, munter grüßend und ihre Stöckchen schwenkend wanderten sie fort, voll Hoffnung, dem nächsten Orte zu.

Eduards Urlaub war zu Ende. Wir gingen gern zurück und nahmen einen großen Vorrat von freudiger Dankbarkeit für so glücklich verlebte Tage mit.

In den nächsten Jahren brachte ich die heißen Monate mit den Kindern immer in Pankow zu.

War der April vorüber, so hatten wir meist schon keine Ruhe mehr in der Stadt. Dort lebte ich fast ausschließlich mit den Kindern und fand täglich neuen Reiz an ihrer Entwicklung. Eduard benutzte jede freie Stunde, zu uns zu kommen. Ein paarmal überraschte er mich noch spät abends nach dem Theater. Er hatte den weiten Weg nicht gescheut, war zu Fuß in der Dunkelheit zu mir herausgewandert, klopfte an den Fensterladen und rief leise meinen Namen.

Ganz unleidlich war ihm jede Trennung von mir. Liebe, sehnsüchtige Briefe kamen nach unserm Pankow hinaus.



Aus Eduards Skizzenbuch

Pankow 1828

Landesbibliothek
Karlsruhe

Den 6 t. [5 t.] May 1828.

Vor dem Schlafengehen noch ein paar Worte zu Dir, mein liebes Herzchen. Es ist hier gar zu erbärmlich in dem leeren, ausgeflogenen Neste und jede nicht gehörig genossene Stunde in den Tagen in Pankow und bey Dir habe ich schon gebüßt; jedesmal, das ich nach Hause komme, hoffe ich, es soll irgend etwas verrückt oder verändert sein, und jedesmal wundre ich mich, daß alles noch so langweilig und traurig auf der Stelle liegt, wo ich es gelassen, ich muß eilen, die [Reparatur-]Arbeiter in das Quartier zu bringen, damit ein Leben hinein kommt und ich ein Interesse daran wieder bekomme. Und nun die trostlose Aussicht für diese Woche alle Tage besetzt mit gehäuften Geschäften, morgen Vorstellung in Potsdam, Mittwoch Johann von Paris*), Donnerstag Felix [Mendelssohns] Musik, Freitag Vorstellung zu Schillers Denkmal**), alle Morgen Proben, dazu noch die für den Sonntag, wo ich den Papageno zu singen habe, kurz, ich sehe nur die Möglichkeit, auf ein paar schnell geraubte Stunden bey Dir zu sein. — Ich kann mich gar nicht entschließen, zu Bett zu gehn, obwohl es spät ist, es ist mir alles zuwider und doch ist es erst der erste einsame Tag; wie ein Hagestolz acht Tage lang leben kann, begreife ich nicht. Nun leb nur wohl für heut, ich schreibe Dir lieber noch ein paar Stunden lang, aber

*) Aus dem Frz. von Herclots; Musik von Boieldieu, Oper in 2 Akten; Eduard gab den Seneschall.

**) Wallensteins Lager; Eduard gab den Scharfschütz.

es ist doch wol besser, ich lege mich aufs Ohr. Du hast heut schönes Wetter gehabt und gewiß recht an mich gedacht und mich bedauert, Du weißt ja, wie mir ist, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit in Deine lieben Augen sehen kann; waren die Bälge artig? sie haben mir nicht entgegengerufen, als ich meine Thür heut aufschloß, glaubst Du wohl, daß ich darauf gehorcht habe? Fürst hat mich gefragt, ob ich nicht schon geweint hätte, ich habe ihm geantwortet, es könne wohl noch kommen. Nun gute Nacht, gute Nacht.
Dein Eduard.

Im nächsten Sommer brachte Eduard die ganze Zeit seines Urlaubs bei uns draußen zu. Er schwelgte in der frischen Luft, spielte mit den Kindern, zeichnete emsig im Freien in sein braunes Skizzenbuch und war glücklich bei selbstgewählter Tätigkeit. Solgers philosophische Werke hatte er auf Tiecks Anraten dazu mitgenommen und arbeitete während der heißen Vormittagsstunden sehr fleißig darin. Auch ich freute mich, viel belehrende Aufschlüsse daraus zu empfangen. Des Sokrates Gespräche mit seinen Schülern, die ich früher einmal gelesen, hatten so großen Eindruck auf mich gemacht, wie viel mehr dachte ich müßte es die neuere Philosophie.

Eines Morgens — die Alte war mit den Kindern fortgegangen — benutzte ich die Ruhe und Stille im Hause, und setzte mich mit meiner Arbeit zu Eduard an sein Arbeitstischchen, das er sich ins Fenster gerückt hatte.

„So,“ sagte ich, „jetzt bitte, lies mir auch aus deinem Buche vor, ich bin so begierig zu hören.“

„Ja, was soll ich da lesen,“ fragte Eduard, während er vor- und rückwärts blätterte.

„Ei, was du willst, nun fang an, sonst vergeht die Zeit, und die Kinder sind wieder da.“ Er suchte lange und las dann: „Der Mensch muß philosophieren, weil er ein vollständiges Selbstbewußtsein hat, in welchem er alle Zustände nach außen und innen erkennen kann, als ein erkennendes Wesen mit sich selbst eins ist, sich wiederum als solches erkennt und in allen möglichen Gestaltungen wieder als Ich empfindet.“

Ich seufzte, wickelte mein unschuldiges Kinderstrümpfchen, an dem ich strickte, zusammen und stellte den Arbeitskorb unter den Tisch. Eduard fuhr fort:

„Dies Verfahren aber ist schon philosophieren. Es muß nun zwei Arten der menschlichen Erkenntnis geben. Die des gemeinen, unvollständigen Bewußtseins, und die des höheren und des wesentlichen . . .“

„Hör' auf,“ rief ich, „um Gotteswillen hör' auf; weißt du, ich glaube, Philosophie paßt gar nicht für mich.“ „Das habe ich lange gewußt,“ sagte er lachend und legte die Blätter fort.

Der Herbst trieb uns in die Stadt zu unsern Lieben, zu den alten Freunden. Von allen herzlich aufgenommen, fühlten wir uns bald wieder heimisch in den uns so liebgewordenen Verhältnissen.

Es war an einem Oktoberabend [1828], als sich bei Mendelssohns eine kleine Gesellschaft eingefunden hatte, die geladen war, um zum erstenmal etwas von Sebastian Bachs Passionsmusik kennen zu lernen.

Wir waren alle in höchster Spannung und Aufregung. Felix hatte dieses Wunderwerk, das gerade 100 Jahr versteckt gelegen, in Zelters oder vielmehr der Singakademie reichem Notenschatz entdeckt und ans Licht gezogen. Sein Entzücken, seine Bewunderung wuchs an jedem Tage der eingehendsten Beschäftigung mit der Partitur, und er konnte nicht widerstehen seinen Freunden diesen Genuß auch zu verschaffen. Die Familie war natürlich auf der Stelle bereit, alle Anstalten dazu zu treffen. Die Mutter schickte Einladungsbillets an etwa 12 musikalische Personen, die Schwestern schrieben Stimmen aus, so konnten wir bescheiden aber voll tiefsten Ernstes beginnen. Felix setzte sich bleich und erregt an den Flügel, wir Singenden umstanden ihn, so daß er uns immer im Auge haben und einhelfen konnte, was höchst notwendig war, denn es ging miserabel! Wir hatten nicht allein die Schwierigkeiten, diese Musik vom Blatt zu singen, auch die sehr unleserlich geschriebenen Noten und Text zu lesen war fast eine Unmöglichkeit, und trotzdem waren wir ganz erschüttert und wie in eine neue musikalische Welt versetzt.

Felix sprach abends viel von dem für einen Musiker höchsten Glücke, dieses Werk mit vollem Chor und Orchester einzustudieren und der Welt vorzuführen, hielt es aber für eine Unmöglichkeit bei all den vielen Hindernissen und Schwierigkeiten. Anders war es mit Eduard, der ganz entschieden und mit festem Entschluß auf dieses hohe, schöne Ziel losschritt. Er ging am nächsten Morgen zu Felix, ihm seinen Plan mitzuteilen, der schon vollständig ausgebildet war. Er verlangte von ihm, die Partitur

für die Aufführung faßlich einzurichten, während er ihm Orchester und Chor zu schaffen versprach. Er war so oft schon der Singakademie bei ihren Dratorien und Konzerten gefällig gewesen, daß er ohne Scheu auch ihre Teilnahme einmal für sich in Anspruch nehmen durfte. Ebenso war es mit dem königl. Orchester; nur den alten Zelter zu bewegen, seinem jungen Schüler einmal den Taktstock zu überlassen, hielt er für eine große Schwierigkeit.

Doch auch diese ward überwunden, Zelter willigte ein, ebenso mit Freuden die Singakademie und viele Dilettanten. Jetzt machte sich Mendelssohn an die Arbeit, die Vorbereitungen und Proben nahmen fast den ganzen Winter ein.

Indessen hatten Mendelssohns für einen auswärtigen Besuch von Verwandten eine große, glänzende Gesellschaft geladen, bei welcher wir nicht fehlen durften. So bot sich mir eine Gelegenheit, mein Brautkleid einmal anzuziehen.

Ich hatte wohl einmal mein Bedauern ausgesprochen, keine Kette oder sonst einen Schmuck zu besitzen, den ich am Gesellschaftsabend um den Hals tragen könnte. Ich gedachte dieser Äußerung aber gar nicht mehr und glaubte, auch Eduard hätte sie ganz unbeachtet gelassen. Man trug in damaliger Zeit viel Schmuck, Herren wie Damen. Auch Eduard hatte sich schon längst eine Tuchnadel von Brillanten gekauft, zu modernen eleganten Rollen sowohl als zu Konzerten benutzte er sie oft, und es machte mir immer Spaß, wenn ich weit von ihm im Konzertsaal unter all den Fremden saß, die Steinchen vom Schein des Kronleuchters wie Sternchen auf seiner Brust flimmern zu sehen.

Eben war ich an dem bestimmten Abend mit meiner Toilette fertig geworden und wollte mein einfaches Samthalsband, das ich gewöhnlich trug, umlegen, als Eduard eintrat.

„Nun sieh mich an, gefall ich dir?“ rief ich ihm entgegen.

„Gleich,“ antwortete er. Tritt erst einmal hier vor den Spiegel.

„Warum?“

„Komm nur her und mach die Augen zu.“

„Aber warum denn?“ ich trat vor den Spiegel und kniff die Augen fest zu.

„Du wirst doch wohl nicht schießen?“

„Nein, nein!“ lachte er.

Ich hörte, wie er etwas hervorzog, ein Papier raschelte und fiel zur Erde, dann fühlte ich es kühl auf meinem Nacken.

„Jetzt,“ rief er. Ich öffnete die Augen. Vier Reihen weißer, römischer Perlen, durch ein Brillantschloß gehalten, schmückten meinen Hals. Freudig erschrocken fragte ich:

„Wie kommst du zu so kostbarem Schmuck?“

„Du darfst ihn dreist tragen,“ erwiderte er. „Er steht dir übrigens gut!“

„Nein, sage mir, ist es deine — —“ Ich konnte nicht weiter sprechen, Tränen hinderten mich.

„Da lies!“ sagte er heiter, und reichte mir ein Blatt. Ich wischte mir die Augen und las:

Ein altes Kleinod wieder neu gefaßt,
Das längst besess'ne wieder neu verwendet,
So wandelt und erneut man ohne Raft
Sich den Besitz, daß der Genuß nicht endet.

Nur was im tiefsten Herzen uns gehört,
 Das braucht sich niemals anders zu gestalten,
 Wo alte Liebe neue Freuden lehrt,
 Wird Wert und Reiz sich immer gleich erhalten.

Ich sah ihn an — er umfaßte mich und wir standen
 schweigend aber selig beieinander.

„Der Wagen ist da!“ rief das Mädchen durch
 die Türe.

„Wir müssen fort,“ sagte Eduard und gab mir
 den Mantel um.

„Könnte ich die Verse doch auch an die Perlen
 hängen, damit alle Welt sie sähe!“

„Du eitles Ding!“ schalt er, „leg sie nur dahin
 und komme.“

Bald darauf rollte eine Kutsche mit zwei glücklichen
 Menschen darin durch die Straßen von Berlin.

Wie die Aufführung der Passion am 11. März 1829
 zustande kam, wie Felix, der junge Musiker, den alten
 Meister Bach verstanden mit feinem Takte und richtigem
 Geschmack eine Auswahl der Musikstücke getroffen, sie
 instrumentiert, einstudiert und das Ganze geleitet hat,
 das alles ist in Eduards Erinnerungen an Mendels-
 sohn*) genau geschildert; ich kann nur von dem Ein-
 druck sprechen, den es auf mich wie auf alle Zuhörer
 gemacht hat, und der ewig unvergeßlich sein wird.

Die Partie des Jesus habe ich von den ausgezeich-
 netsten Sängern vortrefflich mit wärmster Hingebung vor-

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholby und
 seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. 2. Aufl. Leipzig 1872.
 S. 48—68.

tragen gehört, bei Eduard aber war es anders. Es klang nicht, als ob er vorgeschriebene Noten fänge, es klang wie eine Offenbarung, eine Eingebung, die frommen Worte in Tönen ausgesprochen. So ernst erhaben und doch so unendlich rührend, daß man in aller Augen Tränen sah. Ich pries es als ein Glück für mich, wie für alle, an den Proben wie an der Aufführung teilnehmen zu dürfen. Wenn z. B. die Choräle ohne Begleitung von 400 Stimmen gesungen wie ein Hauch durch den großen Raum schwebten, Felix leise den Taktstock weglegte, Eduard bei der Hand nahm, mit ihm die Stufen hinunter und bis an das Ende des Saales ging, sie dort nebeneinander standen, mit verklärtem Lächeln und tränenfeuchten Augen den Tönen lauschten, mußte man die beiden jungen Freunde und Künstler lieben und verehren.

Die Wiederholung der Passion, die bald darauf [am 21. März] erfolgte, gelang ebenso vortrefflich, als die erste Aufführung und erregte dieselbe Begeisterung beim Publikum.

Zelter, der jetzt für das große Werk gewonnen und der eifrigste Beförderer desselben geworden, hatte einen Teil der Mitwirkenden wie eine große Gesellschaft zum Nachessen geladen, von dem mir leider nur eine Dummheit von mir im Gedächtnis geblieben ist. Eduard wurde, als wir den Musiksaal verlassen wollten, von so viel bewundernden Ausrufen und dankbaren Händen aufgehalten, daß wir verspätet zu Zelter kamen und alle Gäste schon an den Tafeln sitzend fanden. Zelter, der in der Nähe der Türe wartend stand, führte Eduard

auf seinen Platz, während Doris mir zurief: „Therese, Sie sitzen bei Felix Mendelssohn.“ Dieser war aufgestanden und half mir, wie der Herr zu meiner linken Seite, mich hineinzuklemmen, denn es war sehr eng. Felix war in sprudelnder Laune, wir schwatzten und lachten viel miteinander, so daß ich den mit der Schüssel wartenden Diener nicht bemerkte, bis mein Nachbar zur Linken mich bat mir vorlegen zu dürfen; ebenso wollte er mich fortwährend überreden Wein zu trinken und mir einschenken, was ich verweigerte, bis die Gesundheit der Künstler ausgebracht wurde, an deren Anteil, wie er affektiert flüsterte, ich mich nicht ausschließen dürfe, worauf er sehr feierlich mit mir anstieß. Meinen weiten Spitzenärmel hielt er krampfhaft fest, „um ihn zu schützen!“ wie er behauptete, indem er sich angelegentlich zu mir bog; kurz, er belästigte mich so mit seiner Galanterie, daß ich mich zu Felix hinneigend fragte: „Sagen Sie mir doch, wer ist der dumme Kerl hier neben mir.“ Felix hielt einen Augenblick sein Taschentuch vor den Mund, dann flüsterte er: „Der dumme Kerl da neben Ihnen ist der berühmte Philosoph Hegel.“

„Herr Gott,“ rief ich erschrocken, „wie komm ich denn aber auch zu dieser unpassenden Ehre, da steckt gewiß eine Malice von Doris dahinter.“

Das nächste Jahr [1829] sollte uns noch enger — auch äußerlich — mit Mendelssohns verbinden. Sie hatten schon seit längerer Zeit das Reckische Palais in der Leipzigerstraße gekauft und bezogen. Die Wohnungen zu beiden Seiten des großen Gartensaals dem Wohn-

haus gegenüber wollten sie jetzt abgeben. Rechts die etwas größere sollte für Hensel, der im Sommer aus Italien zurückgekehrt war, hergerichtet werden als Fannys junges Eheheim, die andere bot Mad. Mendelssohn, die alles Geschäftliche des Hauses leitete, Eduard zur Miete an. Mit Freuden ging er darauf ein und füllte auf der Stelle mit der peinlich gewissenhaften Frau einen Kontrakt aus.

Eduards schöner und großmüthiger Plan, auch Mutter und Lore, unter deren gedrückter Lage mich Eduard oft mochte leiden sehen, in der kleinen Hofwohnung hinter Mendelssohns Haus mir in so lieber Weise unterzubringen, sollte nicht zur Ausführung kommen. Mutter hatte sich schon längere Zeit unwohl gefühlt, es aber nie eingestehen wollen; Lorens beängstigten Blicken und ihren dringenden Fragen konnte sie nicht mehr ausweichen. Der Arzt fand den Zustand für den Moment nicht gefährlich, aber keineswegs unbedenklich. Das Ende kam rascher heran, als eins von uns gedacht hatte. Und während ich selbst dem Augenblick entgegenging, wieder einem jungen Wesen das Leben zu geben, ist Mutter gestorben, ohne daß ich sie noch einmal in ihrer fernen Wohnung hatte sehen dürfen. Sanft und ruhig war sie entschlafen in der sicheren Zuversicht, auch ihre Lore fürs Leben versorgt zu wissen, da Eduard es ihr versprochen.

Ich erinnere mich noch deutlich jenes bewegten Vormittags. Eine große Kutsche kam über den Hof, hielt vor unserer Türe. Ich ging mit den Kindern hinunter, Eduard half Lore aussteigen und führte sie in unser Haus, wo sie fürs ganze Leben blieb.



Gartenwohnung bei Menbelsohns

Die Herbstsonne war so verlockend, daß Eduard uns an die Hand nahm und in den Garten führte. Die hohen, entlaubten Bäume, die welken Blätter am Boden, alles sprach traurig von Verfall, aber Eduards schöne Frömmigkeit, welche sich in diesem Moment wieder so deutlich aussprach, gab auch uns eine reine, schöne Stimmung. Heimberg hatte alle Besorgungen, welche solch ein Todesfall mit sich bringt, übernommen, gegen Abend ging Eduard zu ihm, um noch alles zu besprechen, bei der Bestattung trug er und Heimberg abwechselnd mit ein paar Männern der jüdischen Gemeinde den Sarg, was mich unendlich rührte.

Viel Freude hatte Eduard jetzt beim Studium einer neuen Rolle des Faust in Spohrs Oper, welcher zum erstenmal in Berlin aufgeführt werden sollte. Die Partie war wie für ihn geschaffen, lag ihm bequem in der

Stimme und stand ihm im ganzen vortrefflich. Man gestattete ihm gern die Einrichtung der meisten Szenen, wodurch wir zum erstenmal sein Regietalent kennen lernten. Die Oper*) ging vorzüglich, die Aufführungen wurden oft wiederholt und waren Tagesgespräch der enthusiastischen Berliner. Aber die enthusiastischen Berlinerinnen gaben ihr Entzücken durch zierliche anonyme Billette an Eduard voll süßester Schmeicheleien Ausdruck. Mich empörte das, ihm aber, dem Tugendhaften, erschien es gar nicht so übel!

Die silberne Hochzeit der Mendelssohnschen Eltern sollte gefeiert werden. Wir wurden öfter zu den geheimen Zusammenkünften der Kinder eingeladen, um teil an den Beratungen zu nehmen. Felix, der sich jetzt in London aufhielt, hatte dort ein Liederspiel komponiert, zu dem sein Freund Klingemann den Text gedichtet hatte. Am Festabend sollte es auf einem erhöhten Theater mit Orchester aufgeführt werden**).

Die beiden Frauenrollen hatte er für seine Schwestern, den alten Schulzen für Hensel, die komische und wohl interessanteste Rolle für Eduard bestimmt. Einen Tenor und den notwendigen Chor zu schaffen, überließ er seiner Familie und uns. Da führte der Zufall einen jungen Juristen nach Berlin und zu Eduard. Seiner Tenorstimme zuliebe wollte er den jetzigen Beruf aufgeben und zum Theater gehen, „wenn der als sachverständig und

*) Erstaufführung: 14. Nov. 1829. Wiederholungen kurz hintereinander: 17., 22. Nov., 4., 8. Dez. 1829, 5. Jan. 1830.

**) Vgl. dazu: Eduards Erinnerungen a. a. D. S. 91—96.

wohlwollend bekannte Herr Devrient ihn dafür befähigt hielt und ihm mit Rat und That beistehen würde.“ Eduard prüfte ihn auf der Stelle, und die Prüfung fiel glänzend aus. Nicht nur die Stimme war außerordentlich schön auch die musikalische Ausbildung sehr lobenswert und das Talent unleugbar. Eduard forderte ihn auf in Mendelssohns Oper die Tenorpartie zu übernehmen, versprach sie sorgfältig mit ihm zu studieren und machte ihn darauf aufmerksam, wie günstig die Gelegenheit sei, sich dem ausgewähltesten Publikum gleich auf so vorteilhafte Weise zu präsentieren. Ganz beglückt ging der junge Mann bereitwillig auf alles ein, und der später in Berlin so gefeierte Sänger Mantius machte sein erstes Debut als Hermann in Mendelssohns Liederpiel. Auch zum Chor hatten sich bald Sänger und Sängerinnen bereitwillig gefunden, so war alles in bestem Gange und wir in höchster Spannung auf Felixens neuestes Werkchen.

Fanny wollte bei dem Ehrentage der Eltern auch nicht müßig bleiben; sie komponierte ein Festspiel, das Hensel gedichtet. Es stellte die grüne, die silberne und die goldene Hochzeit dar, drei Schwestern, welche das Glück der Liebe und Ehe schilderten. Den musikalischen Ausdruck zu schärfen und zu erhöhen, kündigten drei Herolde die Damen an, stimmten später mit in den Gesang ein, Gelegenheit bietend zu einem Sextett am Schlusse. Raum war es fertig geschrieben, als Fanny mir die Stimme des ersten Soprans brachte: sie hätte „natürlich auf mich gerechnet“, und ich nahm auch ganz arglos die Partie an. Sie war eilig und ging gleich

wieder; ich setzte mich, als sie fort war, ans Klavier. Die Komposition schien mir etwas schwerfällig gesucht, indessen mußte unser dreistimmiger Satz gut klingen. Ich freute mich darauf, nur eine Fermate jagte mir einen kleinen Schrecken ein; es war eine langsam aufsteigende Skala ohne Begleitung bis zum hohen B, dort sollte ich verweilen, bis das Orchester mit vollem Afford einfiel und den einen schwindelnden Ton erlöste. Es war nicht leicht zu singen, aber ich hatte öfter schon dergleichen Kunststückchen gemacht, war immer glücklich davongekommen und hoffte es würde auch wieder so gehen. Ganz heiter setzte ich mich mit meinem Nähzeug zu den Kindern, da plötzlich fiel mir ein, daß ich nicht bloß zu singen haben würde, nein, daß ich auf einem erhöhten Theater stehen, mich bewegen, spielen sollte, während aller Augen auf mich gerichtet wären. — Das ging nicht an — unmöglich! Das konnte ich nicht! Ich fühlte mich von dem bloßen Gedanken wie gelähmt. Sobald Eduard nach Hause kam, besprach ich noch einmal die ganze Angelegenheit mit ihm, aber er redete nicht zu noch ab. Ich glaube, er hätte mich am liebsten still unter den Zuschauern gewußt.

Nach zwei qualvollen schlaflosen Nächten war mein Entschluß, zurückzutreten, gefaßt, und mit Angst und Bittern ging ich hinüber zu Fanny, ihn ihr mitzuteilen. Sie war sprachlos vor Schrecken, Rebekka heftig, Hensel empfindlich und ich ganz unglücklich. Da kam Felix aus England zurück, in schönster, eifrigster Festesstimmung. Gleich am ersten Abend — denn die Eltern durften nichts davon hören — spielte er bei uns sein Liederspiel, sang alle

Partien und entzückte uns durch sein reiches, schönes, anmutiges Talent. Welche Zartheit der Empfindung, wie viel Wärme, welcher Humor waren in dem kleinen Stück vereint! Wir waren alle ganz davon hingenommen; dennoch genossen wir es nur mit halbem Herzen; Fanny dauerte mich schrecklich, und ich kam mir wie eine Verbrecherin vor. Wäre Felix nicht so freudig erregt gewesen, er hätte es merken müssen, wie ausweichend matt unsere Antworten auf alles waren, wenn er von Fannys Festspiel sprach, wie sehr er sich darauf freue, und sich scherzhaft die Erlaubnis ausbat, bei der Instrumentierung ein wenig nachhelfen zu dürfen. Es lag wie ein Alb auf uns, und Felix's' kindliche, harmlose Freude, mit welcher er Eduards Vorschläge über den Bau des kleinen Theaters, der Dekorationen, Proben usw. anhörte, verstärkte das Peinliche unserer Stimmung noch mehr.

Am nächsten Vormittag kam Felix, meine Partie von Fannys Festspiel in der Hand.

„Ach Gott, ich weiß schon, was Sie wollen,“ rief ich ihm entgegen, „aber ich kann nicht, ich kann wahrhaftig nicht singen, so weh es mir auch tut.“

„Daß Sie sich ängstigen,“ erwiderte er, „sehr ängstigen, weiß ich, denn ich kenne Sie lange genug, aber ich weiß auch, daß Angst und Aufregung niemals Ihrer Stimme Abbruch tun oder sie schwankend machen, ja, Sie selbst haben mir schon gesagt, daß Sie dann eigentlich am besten singen.“

„Ach, Sie denken jetzt durch Schmeicheln mich zu bewegen, und daß es gerade bei mir —“

„Das denke ich nicht,“ fiel er ein, „aber Sie wissen,

daß wenn Sie nicht singen, Fanny die Freude, ihre Eltern an dem Tage zu überraschen, ganz aufgeben muß, was nicht allein ihr und Hensel, sondern auch mir, dem Bevorzugten, so weh tut, daß ich gern gleich zurücktreten möchte, wenn ich es der Eltern wegen tun dürfte. Die Lust an dem ganzen schönen Fest wäre uns allen gestört, und durch Sie gestört, die stets so warmen Anteil an allem, was uns begegnet ist, genommen hat, das können Sie nicht und das wollen Sie auch nicht," sagte er lebhaft. Er war so liebenswürdig, warm und bewegt, seine Gründe so überzeugend, daß mir die Kraft fehlte, länger zu widerstehen. Ich nahm die Noten aus seiner Hand und sagte fast weinend: „Ich will singen, aber ich bin ganz wütend auf Sie.“ Er lachte hell auf, nickte mir zu und lief fort, die frohe Botschaft den Geschwistern zu verkünden. Von jetzt an hatte ich keinen ruhigen Augenblick mehr. Lag der kleine Gustav auf meinem Schoß, so sang ich nicht wie sonst vom schwarzen und weißen Schaf, sondern ich sang von Lotoskelchen; oft erschreckte ich das arme Würmchen durch ein lang gehaltenes hohes B, und ich schämte mich recht, wenn er ein kleines „Lümpchen“ zog.

Zu alledem kamen nun noch Toilettenorgen, kurz, mir war ganz widerwärtig zumute, bis wir anfangen, zu probieren, erst mit Klavier, dann mit Orchester. Mit Felix zu musizieren war ein Genuß, der für alle Angst und Not hinlänglich Ersatz bot; für mich noch besonders, Eduard als Regisseur tätig zu sehen, der die Fähigkeiten der Dilettanten so geschickt zu benutzen verstand, daß diese kleine Oper wirklich ganz allerliebft ineinander-

griff, und keine der vielen kleinen Nuancen und feinen Wirkungen verloren ging. Viel Spaß brachte Hensels ungläublicher Mangel an musikalischem Talent. Felix, der diese Schwäche bei ihm kannte, hatte die ganze Partie des Schulzen deshalb auf einen einzigen Ton gesetzt; aber auch diesen einzigen Ton traf er trotz allen Übens niemals. Zum Glück hatte er Humor genug, stets mit in unser Lachen einzustimmen.

Der Tag der silbernen Hochzeit, der 22. Dezember [1829], kam. Wir gingen morgens hinüber zu gratulieren und taten sehr unbefangen, als Fanny die Eltern im Namen aller Kinder hat sich abends 8 Uhr in den blauen Saal zu verfügen, um einer kleinen Festlichkeit beizuwohnen.

Die Zeit ward mir unendlich lang, mit jeder Stunde fühlte ich mich elender und glaubte den Abend nicht erleben zu können. Endlich schlug es 6; ich ging zu Fanny hinüber in das Schlafzimmer der Eltern, das zur Garderobe für uns hergerichtet war. Fanny in weißer Seide mit Gold gestickt, einem langen, golddurchwirkten Schleier, von einem goldenen Kranz gehalten, nahm sich sehr stattlich aus. Rebekka auch in weißer Seide mit Silberstickerei und vielen Diamanten sah ganz reizend aus. Ich in meinem Brautkleide, das überall mit Rosen geschmückt war, einen vollen Rosenkranz in den Locken; der ganze Blumenschatz aus meines Schwiegervaters Laden war für mich geplündert worden. So warteten wir auf das Zeichen zum Beginn. Felix kam erregt und feierlich. „Es ist so weit,“ sagte er, betrachtete uns auf Fannys Wunsch, äußerte sich sehr befriedigt und schritt voran. Wir folgten ihm. Ich — als ob ich zum Schaffot ginge.

Der Ritornell war vorüber, der Vorhang von beiden Seiten auseinandergezogen, die Herolde traten auf, dann wir einzeln. Im Fluge übersah ich den hellerleuchteten, ganz mit Gästen gefüllten Saal, vornen in erster Reihe die Eltern. Ich sang mein Solosätzchen, lehnte, wie es auf den Proben angeordnet war, meinen Kopf auf Fannys Schulter und umfaßte sie. „Sehr gut,“ flüsterte sie. Unser Terzett nahm sich, glaube ich, gut aus, aber noch hatte ich das Schlimmste zu überstehen, die Fermate. Mir Mut zu holen, blickte ich hinunter zu Felix, der saß, ich glaube von meiner Angst angesteckt, mit zusammengepreßten Lippen, die Augen fest auf mich gerichtet, da.

Nun begann die B-dur-Kletterei; ich kam mir vor wie der Seiltänzer Koltzer. Felixens Dirigentenstäbchen, das er in der gehobenen Hand hielt, war meine Balancierstange, an der ich mich festgehalten und gestützt fühlte. So kam ich glücklich oben an. Ein kaum bemerkbares Nicken und das ihm eigene befriedigte Lächeln zeigten mir, daß es gut gewesen, und ich hätte gerne Hurra geschrien; ich tat es aber nicht, sondern benahm mich anständig und sang mit heller Stimme und frohem Herzen unser Schlußterzett mit.

Wir wurden lebhaft beklatscht, hervorgerufen, was auch geschehen wäre, wenn es ganz schlecht ausgefallen wäre. Uns aber machte es doch Vergnügen, und seelenfroh stiegen wir die kleine, wacklige Treppe hinunter und liefen in die Garderobe, uns zum Viederspiele umzuwickeln. Bald standen Fanny als derbe Pächterin, Rebekka als Lisbeth allerliebste vor mir. Ich hatte auch einen Bauernrock und Mieder an, aber meinen Rosen-

franz aufbehalten, da es ein Fest zur Feier des Schulzen im Dorfe gab.

Felix kam, um uns zu holen, und führte die vortreffliche Altistin, Fräulein Blanc, zu uns, die gleich mir im Bauernchor mitsang. Jetzt ging ich munter und guter Dinge auf meinen Posten, Felix auf den seinen an das Dirigierpult, Fanny und Rebekka hinauf auf die Bühne.

Die Oper ging vortrefflich und enthusiasmierte das Publikum, welches die Musikstücke immer durch Beifall unterbrach. Das kleine nächtliche Duett zwischen Kauz und Hermann ward von Eduard und Mantius aber auch ganz vorzüglich vorgetragen. Das Orchester leise, zart wie ein Hauch, die beiden Sänger flüsternd und doch so präzise jeden Ton und jedes Wort bringend, daß die Zuhörer nicht anders konnten, als stürmisch da capo zu verlangen. Jetzt kam die Reihe an uns. Fräulein Blanc und ich, jede einen Blumenstrauß in der Hand, gingen, ein reizendes zweistimmiges Solosätzchen singend, dem Frauenchor voran; diesem folgten ebenso die Männer. Als wir vorkamen, hörte ich, wie Frau Mendelssohn leise und zärtlich meinen Namen rief.

Frisch, warm und lebhaft schloß das Ganze und brachte — natürlich besonders bei den Eltern — die schönste, bewegteste Stimmung hervor.

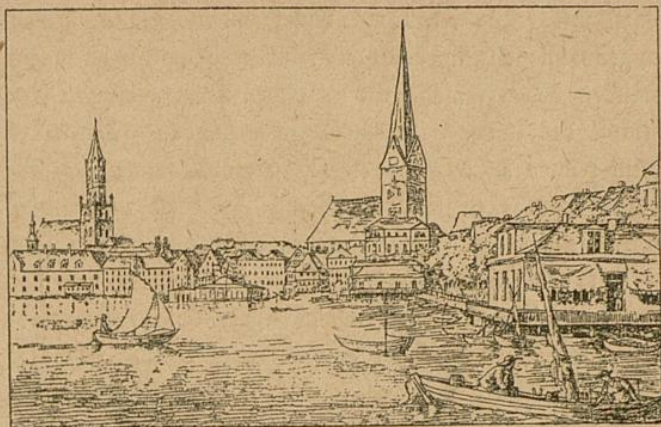
Wie viele genußreiche und schöne Stunden wurden uns durch die liebe, kleine Oper noch zu teil. Rebekka überließ mir gern nach der Festvorstellung die Partie der Lisbeth, da sie ihr sehr unbequem und zu hoch lag. So hatte ich die Freude, die Eltern recht vertraut damit zu machen; so oft es sich irgend tun ließ, mußten wir

ihnen daraus vorsingen, und wir empfanden wieder, welch ein Vergnügen besonderer Art es ist, sich mit wirklich innerlichen Kunstwerken so eingehend zu beschäftigen. So oft wir daraus sangen, und das geschah sehr oft, fanden wir neue, pikante und feingefühlte Momente, denen nachzuspüren Genuß war.

Daß Felix uns immer selbst auf dem Flügel begleitete, gab unserm Singen noch besondern Reiz. Er hatte seine feststehenden kleinen Spässe, die er immer wiederholte, ehe wir zu musizieren anfingen. Erst neckte er mich wegen meiner Angst, gab dann die Tempi der verschiedenen Nummern, die wir zum Singen gewählt hatten, im allerlangsamsten Maße an, weil ich ihn leise gebeten hatte „nur nicht wieder gar zu toll!“ — lachte, sah mich an, um mich auch zum Lachen zu bringen, was ihm denn auch gelang, und machte durch diese kleinen Kofetterien, die ihm so allerliebste standen, die ganze Damengesellschaft auf mich eifersüchtig. Hatte er einmal zu akkompagnieren angefangen, dann begleitete er entzückend feurig, lebhaft und doch so zart, nachgebend, daß es eine Lust war, mit ihm zu singen.

Felix rüstete sich zu einer größeren Reise, zu langdauernder Abwesenheit vom Hause. Da bat ich ihn mir nur ein Musikstück aus dem Liederspiel für Klavier zu komponieren, damit ich auch später allein mich daran erfreuen und der schönen Festzeit erinnern könnte. Er versprach es, da er aber immer nichts brachte, glaubte ich, er habe es vergessen, und mochte nicht erinnern.

Eines Morgens kam er, befangen, verlegen, wie er



Alsterbassin in Hamburg

oft war, wenn er am wenigsten Grund dazu hatte. Er reichte mir ein einfach grün gebundenes Notenbuch; ich öffnete, es war von seiner Hand zierlich klein und doch so deutlich geschrieben: ein Klavierauszug der ganzen Oper, Ouverture und Zwischenmusik, sogar zu vier Händen arrangiert. Ich war so verduzt, so erschrocken, daß ich mich entsetzlich dumm benahm, und er es schwerlich merken konnte, welche Freude, welchen Eindruck dieses kostbare Geschenk mir machte.

„Es ist Ihr Eigentum,“ sagte er, „und nur wer Ihre Erlaubnis dazu eingeholt hat, darf etwas daraus abschreiben.“ Der liebe Felix! Mit pedantischer Strenge, die mich ganz beschämte, erlaubte er es selbst seiner Familie nicht eher, als bis sie mich darum befragt hatte.

Emil, der schon mehrere Jahre mit der vortrefflichen Schauspielerin Doris Bühler verheiratet war,

hatte mit seiner Frau ein Engagement in Hamburg angenommen, und beide waren von dem angenehmen, frischen Leben sowohl, als von dem ausgezeichneten Ensemble des dortigen Theaters ganz entzückt. Das alles auch kennen zu lernen, beschloß Eduard, seinen diesjährigen Urlaub zu einer größeren Reise zu verwenden, schrieb um Gastrollen — die teure Reise zu ermöglichen — an den Direktor des Hamburger Theaters und bat Emil um seine Vermittlung bei dieser Angelegenheit.

Bald darauf erhielt Eduard einen Antrag auf drei Gastrollen für den Monat Mai [1830]. Die Jahreszeit war für den Theaterbesuch noch günstig. Die Kinder wußten wir unter Lorens Aufsicht gut versorgt. So machten wir voll freudiger Erwartung unsere Reisevorbereitung. Ich fühlte mich in fieberhafter Aufregung, ebenso durch den Gedanken beängstigt, so lange vom Hause entfernt zu sein, als voll Lust und Ungeduld, die Heimat und all die lieben Plätze meiner frühesten Kindheit wiederzusehen.

Mendelssohns hatten versprochen sich täglich um Lore und die Kinder zu kümmern. Der alte Herr Mendelssohn gab uns einen Empfehlungsbrief an seinen besten Freund, Salomon Heine. Und so auf alle Weise wohl versorgt, nahmen wir eines Abends $\frac{1}{2}$ 9 Uhr Abschied vom Hause. In einer Droschke fuhren wir nach der Post und auf dieser kleinen Strecke war mir schon so weh ums Herz, daß ich immer umkehren zu müssen meinte. Im Posthose angelangt, wurden wir in die Passagierstube gewiesen, wo sich nach und nach eine Menge Herren versammelten; ich saß sehr bekümmert unter ihnen, kam mir aber doch sehr wichtig vor. Der

Wagen wurde gepackt, die große Uhr in der Mitte des Hofes schlug $\frac{3}{4}$ und der Kondukteur trat ins Zimmer mit den Worten: „Meine Herrschaften, die mit der Schnellpost nach Hamburg fahren, haben Sie die Güte, sich einzusetzen.“ Die Herren erhoben sich, einige mit ungeheuren Tabacksbeuteln auf der Brust, andere mit langen Pfeifen in der Tasche. Na, dachte ich, wenn die alle mitfahren, werde ich gut eingeräuchert werden. Mir schlug das Herz gewaltig vor Angst, doch ließ ich mir nichts merken. Wir wurden nach der Nummer angerufen und setzten uns ein, ich in die Ecke, Eduard neben mich, außerdem noch vier Herren, die ich nicht sehen konnte, denn es war stockfinster, zwei Herren stiegen zum Kondukteur ins Kabriolet, die andern in den Beiwagen, und nun gings fort.

Draußen vor dem Thor fing der Kerl an zu fahren, daß mir Hören und Sehen verging, mir wurde ganz übel, und ich würgte voll Verzweiflung Pfeffernüßchen, Ingber, Schokoladen und eine Brotrinde hinunter. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, wurde müde und legte meinen Kopf getrost auf Eduards Schulter. Ich schlief ein und träumte gleich, unser Felix stände mit einem sehr glücklichen Gesicht neben mir, denn ich steckte ihm ein buntes Band auf seinen Strohhut. So verging die erste Nacht leidlich gut. Der Morgen graute, als ich fröstelnd erwachte. Um mich her schlief alles; ein häßlicher Anblick! Die Köpfe der Schlafenden ohne Stützpunkt baumelten hin und her, Mützen, Kopfstücher waren verschoben, das Haar zerzaust, ich mußte fortsehen zum Fenster hinaus, und freute mich, als die Sonne höher stieg, daß

alles heller und belebt wurde. Wir fuhren lärmend über das schlechte Steinpflaster eines kleinen Städtchens und hielten vor dem Posthause still. Das weckte die Schläfer, sie rückten ihre Kleider, Kopfbedeckungen zurecht, setzten sich aufrecht, und schienen mir jetzt recht verständige, ordentliche Leute. Wir stiegen aus, um zu frühstücken. Im einfachen Gastzimmer stand ein langer Tisch mit rot und weiß kariertem Tuch bedeckt, ringsum saubere Tassen, in der Mitte hochaufgetürmt Schüsseln mit verschiedenem Gebäck, Zuckerdosen und frische Butter, alles äußerst bescheiden aber sehr einladend. Die große, stattliche Wirtin, von einer Magd gefolgt, brachte den Kaffee und wünschte so freundlich guten Morgen, daß man meinte, er könne nach solchem Wunsche gar nicht anders als gut werden.

Die erste Hälfte des Tages war es auch wirklich. Obgleich wir nichts eigentlich Bemerkenswerthes sahen, freute ich mich so viel neue Dörfer und Städtchen kennen zu lernen, und die Bekanntschaft war damals vertraulicher als jetzt, denn wir kamen oft durch so enge Straßen, daß wir bis ins innerste der Stuben sehen und den erstaunten Kindern ein Bonbon oder ein Stückchen Zucker hineinwerfen konnten. Dann amüsierten mich die riesigen Schlüssel, Brezeln und Barbierbecken, an Stangen weit hinausgehängt, und erregten zugleich allemal meine Besorgnis, der Postillon möchte mit dem Kopfe daran hängen bleiben, wenn er so rasch darunter fortfuhr. Viel Spaß machten uns an den Wirtshäusern die Schilder mit gemalten Männern in gelben Hosen, die so glücklich auf ein überschäumendes Glas Bier hinwiesen, das sie weit überragte.

So kam der zweite Abend, und wir dachten nicht eben gern daran, noch eine ganze Nacht und beinahe einen halben Tag unterwegs sein zu müssen. Einige Stunden auf gutem Wege ging es rasch fort, bis wir an dänisches Gebiet kamen. Dieses Stückchen Land lag mitten in der Zivilisation im Urzustande da. Wer über diese Strecke, ohne den Hals zu brechen, fortkam, konnte von Glück sagen. Völlig ungebahnte, holperige Wege ließen die hohen, schweren Postwagen von einer Seite zur andern schwanke, so daß ich mich krampfhaft an den Gurten der Seitenwände anklammerte, und das war noch nicht das Schlimmste. Gerade als es zu dunkeln anfang, mußten wir einen Steindamm passieren, der im Sommer erträglich, im Frühjahr aber höchst gefahrbringend war; die alljährlichen Überschwemmungen hatten auch jetzt wieder den Damm mit den zu beiden Seiten liegenden Wiesen zu einer großen Wasserfläche gemacht. Weder Stangen, noch irgend eine Art von Umzäunung bezeichneten die Straße, die zum Glück wenigstens Postillon und Pferde genau genug kannten, um vorsichtig tastend uns darüber wegzubringen. Die Passagiere schimpften über die Willkür eines Einzelnen, der so viel Tausenden diese gefährliche Zumutung machen durfte. Eduard saß ernst mit zusammengepreßten Lippen da, und wie mir zumute war, kann ich gar nicht schildern. Raum hatten wir diese Wassersnot überstanden, so kam eine neue, für mich nicht geringere. Die armen, ermüdeten Pferde mußten jetzt noch eine lange, lange Strecke den schweren Wagen durch den grundlos tiefen Sand mühselig fortschleppen, was sie natürlich nur mit

Anstrengung aller Kräfte, keuchend und nur durch unaufhörliches Peitschen angetrieben, bewerkstelligen konnten. Die Herren stiegen aus, die Last ein wenig zu erleichtern, ich blieb auf Edwards Bureden im Wagen und verwünschte meine Reiselust.

Von der nächsten Station mit frischen Pferden, auf guter Straße, ging es flott vorwärts. Ich saß höchst angegriffen und verstimmt in einer Ecke und guckte gedankenlos zum Fenster hinaus. Die Gegend ward hübscher, freundlicher; saubere Häuser mit eng aneinandergerückten, blanken Fenstern, schneeweißen Vorhängen, einen blühenden Nelkenstock auf dem Fensterbrett. Vor der Türe zierliche Gärten, die kleinen Beete mit Buchs eingefaßt, alles, alles erregte meine wärmste Teilnahme. Ich saß wie festgebannt, und mir war, als hätte ich dies alles früher einmal im Traum gesehen. An einer Tafel stand Hamm. Ich las das Wort halblaut, setzte unbewußt Horn hinzu — auf einmal wußte ich, woher der Eindruck kam, den diese beide Worte auf mich machten. An jenem Schreckenstage, an welchem die Franzosen von den Dänen heimlich nach Hamburg gebracht waren, hatte ich die Namen dieser beiden Vorkstädte Hamm und Horn als von den Feinden schon besetzt öfter nennen hören, und die Angst, das Entsetzen, welches damals alle dabei äußerten, hatte sich mir tief eingeprägt.

Ein Mädchen stand auf der Straße, wusch mit einem Pinsel, der seitwärts an einem Stock befestigt war, die Fenster, und wie sie oft in den neben ihr stehenden Gimer tauchte, das Wasser reichlich herunterließ, schrie ich auf einmal:

„Ja, ja, so ist es, so hab ich es als Kind gesehen, so haben sie mich oft bespritzt.“ Tränen stürzten mir aus den Augen. Eduard hielt meine Hand, sehr beglückt und gerührt über meine Freude, aber auch die Reisegefährten — größtenteils Hamburger — betrachteten teilnehmend und mit Stolz ihre Vaterstadt, die ihnen durch mich heute wieder neu und interessant erschien. Ein unbeschreibliches Gefühl der vertrautesten Zugehörigkeit überschlich mich; jetzt wußte ich, was Heimat sei.

Mit Peitschknallen und Rufen fuhren wir durch das Gedränge der Stadt bis zum Posthofe; hier setzte mich Eduard in eine Droschke, während er das Gepäck besorgte. Der Lastträger, welcher unsern Koffer hinausgebracht hatte, blieb am Wagen stehen und hielt die Türe offen, um Eduard zu erwarten. Der kam, wollte einsteigen, hatte noch etwas vergessen und lief schnell wieder zurück ins Postgebäude. „De junge Herr is to hill*), Madame,“ sagte der Mann kopfschüttelnd und mit einem etwas spöttischen Lächeln.

Welch ein Leben und Treiben in den Straßen, was gab es alles zu sehen und zu hören; die breiten, kräftigen Gestalten, mit dem raschen Gang, als ob jeder langsame Schritt gleich Verluste brächte, dazu das Ausrufen, nicht mehr so melodisch und eigentümlich wie in meiner Jugend, aber doch bunt und frisch durcheinander. Die liebe, grobe plattdeutsche Sprache, alles, alles entzückte mich, und Eduard schien ebenso erregt und froh wie ich selbst.

Emil hatte ganz in der Nähe seiner Wohnung,

*) Hamburger Ausdruck für „rasch“.

dem Theater gegenüber, in einem Hotel ein Zimmer für uns bestellt; dort empfing er uns sehr freundlich und herzlich. Während wir ein klein wenig unsern Anzug ordneten, wartete er unten im Speisesaal und führte uns dann gleich zu seiner Familie. Mit ausgebreiteten Armen und etwas theatralisch bewegter Stimme, aber trotzdem unendlich freundlich, kam Doris uns auf der Treppe entgegen. In ihrem ebenso traulichen wie eleganten Bohnzimmer fanden wir die Kinder, zwei allerliebste kleine Mädchen, die ich mir schnell durch eine mitgebrachte Tüte gewann.

Bei Tisch erfuhren wir, der Onkel Louis sei auch auf Gastrollen in Hamburg; in acht Tagen, zwischen Eduards erster und zweiter Rolle, war dessen letztes Auftreten angegesetzt. Eduard hielt wohl mit Recht das für nicht günstig für ihn, da es jedenfalls eine sehr starke Aufforderung an das Publikum sei, zu vergleichen zwischen dem weltberühmten alten und dem jungen Künstler gleichen Namens.

Am nächsten Morgen holte uns Emil mit zwei Freunden ab, um uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Wir gingen zuerst nach dem Baumhause, setzten uns in ein Boot und fuhren in den Hafen, eine lange, schmale Wasserstraße zwischen riesigen Schiffen, die wie eine hohe Häuserreihe eng aneinander lagen. Hier sah man alle Nationen, hörte das muntere Schwatzen oder Singen der Engländer, Russen, Portugiesen, Holländer, alles bunt durcheinander, und hoch auf den Mastbäumen die Schiffsjungen in roten Jacken, wie kleine Affchen, die Kunststücke machen. Beim Nachhausegehen wurde ich ganz stolz durch Eduards Ausrufe des Entzückens über

meine alte, liebe Vaterstadt. Wohin man aber auch sah, überall erblickte man Sauberkeit, Fleiß, Tüchtigkeit und Wohlhabenheit.

Unsere Empfehlungsbriefe hatten wir abgesendet und gleich tags darauf einen Besuch des jungen Herrn Heine empfangen, der uns sehr verbindlich im Namen seines Vaters für den nächsten Mittag auf dessen Landsitz zu Tische lud. Sein Vater würde sich erlauben, uns zur bestimmten Stunde in seiner Equipage holen zu lassen. Um sechs Uhr, der Dinerzeit des alten Bankiers, hielt ein höchst eleganter Wagen, Kutscher und Bediente in sehr nobler Livree, vor unserer Thüre. Mein Anzug — ein weißes Mullkleid, mein Brautkleid darunter — ward sowohl von Emil als von Doren sehr streng geprüft und gebilligt.

Der Kutscher fuhr mit so bewundernswürdiger Geschicklichkeit, daß selbst ich ohne alle Angst draußen ankam. An der Elbe neben dem bekannten Rainville lag die Besitzung Heines, mit derselben berühmtschönen Aussicht, wie jenes. Der kleine, dicke, alte Mann mit weißen Haaren begrüßte uns sehr freundlich, schüttelte uns herzlich die Hände und sagte: „Wenn ich Ihnen irgend etwas nützen kann, soll es mit Freuden geschehen, denn Sie sind mir von meinem besten Freunde Abraham Mendelssohn empfohlen worden, als ob Sie seine eigenen Kinder wären.“ Er bat uns ihm in den Garten zu folgen, wo wir eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft fanden, die trotz aller Ungezwungenheit des Benehmens doch eine gewisse steife Förmlichkeit zeigte, welche mir auffiel. Eine junge, hübsche Frau, seine jüngste Tochter, die ein-

zige, welche sich von diesem Wesen freigemacht hatte, näherte sich mir freundlich, und wir plauderten, während wir in den schönen Alleen auf- und abgingen, den Blick auf die herrliche, breite Elbe, bis endlich um sieben Uhr der Diener uns zum Essen rief.

Salomon Heine führte mich, Eduard die junge, hübsche Frau. Das Innere des Hauses machte einen überaus behaglichen Eindruck, es war von so gediegener Eleganz, daß man sie zuerst gar nicht merkte, alles sah nur bequem und wohnlich aus. Der Speisesaal, gleich im untern Stock, bot außer dem reich mit Silbergeschirr besetzten Buffet und vielen Dienern in Livreen nichts Bemerkenswerthes. Die Unterhaltung bei Tisch mißfiel mir, da sie sich meist um die Delikatessen drehte, die eben aufgetragen und verzehrt wurden. Uns, die wir nicht Gourmants waren, entstand daraus die doppelte Beschwerde, so viele Leckerbissen durch das Aufzählen und Preisen derselben fast dreifach genießen zu müssen. In einiger Entfernung mir gegenüber saß ein Herr, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, weil er mich mit zugekniffenen, zwinkernden Augen maß, dann geringschätzig und gleichgültig fortsah. Der Ausdruck seines Gesichts dabei machte mir die Empfindung, als ob ich zu anständig aussähe, um von ihm berücksichtigt zu werden.

„Wer ist der Herr dort drüben?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Kennen Sie den nicht? — Das ist ja mein Nefse Heinrich, der Dichter“ und die Hand vor den Mund legend flüsterte er „die Kanaille“.

Jetzt begriff ich die natürliche Antipathie zwischen

uns beiden. Ich ward aufmerksamer auf das, was er sprach, und hörte, wie er mit blasphemem, halb spöttischem, halb klagendem Tone von seiner Armut sprach, die ihm größere Reisen versage. Da rief der Onkel (von dem man wußte, daß er den Neffen großmütig unterstützte):

„Ei, Heinrich, du brauchst doch nicht zu klagen. Wenn dir's an Geld fehlt, gehst du zu einigen guten Freunden ins Haus, drohst ihnen: Ich mache euch in meinem nächsten Buche so lächerlich, daß kein ordentlicher Mensch mehr mit euch umgehen kann, oder du blamierst einen Edelmann! Du hast ja Mittel genug in Händen.“ —

Der Dichter kniff die Augen zu und erwiderte scharf:

„Er hatte mich angegriffen mit Knoblauchessen und den alten Ammenmärchen; ich mußte ihn vernichten.“

So gutmütig der alte Mann, so freundlich er auch sein konnte, hatte er doch oft etwas zu rücksichtslos Durchfahrendes.

Einem kleinen jüdischen Professor (Mathematiker), der sehr vornehm verivöhnt tat, über auserlesene Weine und Leckerbissen sprach, als ob sie ihm ganz gewohnte Kost seien, sich überhaupt recht anmaßend benahm, rief der Alte so laut, daß alle es am Tische hören mußten, zu:

„Wie sich doch die Zeiten ändern, mein lieber Professor! Wissen Sie noch, wie wir beide als ein Paar arme Judenjungens nach Hamburg kamen?“ Er lachte sehr vergnüglich dabei.

„Hm!“ brummte höchst unangenehm berührt der Professor.

„Wie?“ fuhr Heine mich anstoßend fort, „Sie können sich nicht darauf besinnen? Ich weiß es noch wie

heute, wir hatten beide zerrissene Schuhe an, und die Strümpfe waren gewiß nicht besser; — ach," sagte er, sich halb zu mir wendend, „und wenn wir so des Sonnabends bei braven, guten Leuten einen Freitisch bekamen, das war eine Freude und schmeckte! Für die ganze Woche habe ich mich vollgestopft." Der Professor, dem nichts anderes übrig blieb, stimmte lachend ein.

Das Diner war zu Ende. Mehrere aus der Gesellschaft entfernten sich, darunter der Dichter, dem es nicht recht wohl in der Nähe des Onkels war.

Zum Kaffee gingen wir hinauf in die wohllichsten und freundlichsten Räume, die ich je gesehen. Eduard, der schon unten mit einigen Herren ein lebhaftes Gespräch begonnen hatte, setzte es oben eben so eifrig fort. Heine, der die ganze Zeit über schon mit sichtlichem Vergnügen das Interesse beobachtet hatte, welches alle, die in Eduards Nähe standen, an seiner Unterhaltung nahmen, platzte auf einmal im allerjüdischsten Jargon los.

„Bei Gott — gebildet!"

Dieser Ausruf der Verwunderung zeigte eben so sehr seine freundliche Teilnahme für Eduard als es deutlich bewies, welche Meinung er von der Bildung eines Schauspielers im allgemeinen hatte.

Auf Bitten der Gesellschaft sang Eduard die Arie des Barbiers mit außerordentlichstem Beifall, dann mit mir einige Duette. Eine Dame, welche in Hamburg für eine brillante Sängerin galt, es in der That auch war, nahm, sowie Eduard den Platz am Klavier verlassen hatte, ihn eiligst ein und sang mehrere Koloraturarien mit großer Fertigkeit, eine nach der andern. Heine hörte

ein Weilchen geduldig zu, dann kam er zu mir und sagte leise: „Gehen Sie hin und singen Sie, das ist mir lieber als all das Geschnörkel da.“ Ich zeigte erschrocken auf die Dame, legte die Finger auf die Lippen und machte ihm durch Zeichen begreiflich, daß ich das nicht könne.

„Ei was!“ rief er auf einmal laut, nahm meinen Arm, zog mich zum Klavier, und sagte zu der Sängerin, die eben wieder ein neues Blatt auflegte: „Bitte, stehen Sie mal auf, und lassen Sie die kleine Frau dahin.“ Die Sängerin, ebenso rot und verlegen wie ich, stand rasch auf, und ging, gewiß äußerst empört, ins Nebenzimmer, wo sie von einem Kreis Damen und der lebenswürdigen Tochter des Hausherrn aufs freundlichste empfangen wurde.

Mir blieb nichts übrig als zu singen, erst allein, dann mit Eduard, zur lebhaftesten Freude des alten Mannes.

Emil wie seine Freunde blieben gleich unermüdet und eifrig, uns mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen. Das Theater, besonders das Schauspiel, hatte durch sein vortreffliches, rasches Zusammenspiel uns den schönsten Eindruck gemacht. Von dem Reiz der Gegend, von dem Wohlstand der Dörfer waren wir entzückt, die Delikatessen und die Mannigfaltigkeit der Speisen in den Restaurationen hatten wir mit Staunen genossen, in dem erleuchteten Asterspavillon des Abends geschwärmt, und waren eben im Begriff, zum Schluß all dieser Herrlichkeiten noch in ein Frühstückslokal zu gehen, als uns der Onkel Louis mit seiner jungen (dritten) Frau begegnete.

Sie, die Tochter eines armen Schusters, die ihre früheste Jugend in einer Kellerwohnung zugebracht hatte, war jetzt die Frau eines der gefeiertsten und berühmtesten Künstlers. Der gute, leichtgläubige Mann hoffte, was ihr an Bildung und Erziehung fehle, würde Dankbarkeit und Liebe ersetzen. Allein, er merkte bald, wie sehr er sich getäuscht. Mit weiblichem Takt wußte sie sich schnell äußeres Benehmen und scheinbar Bildung anzueignen, aber von Dankbarkeit oder Liebe wußte sie nichts. Schmerzlich getäuscht, kränklich, mißmutig, verstand er es gar nicht, ihr auf irgend eine Weise Respekt einzulösen; sie beherrschte ihn vollständig, und selbst seine Kunststreifen, die früher so belebend und erfrischend auf ihn gewirkt hatten, waren durch ihre Begleitung ihm vollständig verleidet. Er hatte nicht den Mut, sie zurückzulassen, sie schwelgte in seinen Ehren, genoß alle Annehmlichkeiten, die dem berühmten Mann geboten wurden, und kümmerte sich wenig darum, wie weh ihm dabei ums Herz war. Das alles wußten wir und brachten nur mühsam ein Gespräch zustande. Auf ihre Frage, wohin wir gehen wollten, nannte ihr Emil die Restauration. „D gehen Sie nicht dorthin,“ sagte sie mit affektierter Bornehmheit, „Sie werden dort alles schlecht finden, es riecht nach Deer, der Wein ist mittelmäßig, die Austern nicht zu genießen; ich habe meine braten lassen, und trotzdem konnte ich sie nicht essen.“ Unwillkürlich sah ich den Onkel dabei an; er warf ihr einen Blick zu, so ausdrucksvoll wie nur er es imstande war: so voll Geringschätzung und Trauer zugleich, daß es mich tief bewegte.

Onkel Louis gab seine letzte Gastrolle; er spielte den Müller in *Der Müller und sein Kind* von Raupach, Emil und Doris den Müllerburschen und seine Braut. Genug des Anziehenden für uns, und wie ein paar Gymnasiasten, welche die Zeit nicht erwarten können, liefen wir ins Theater. Das Stück machte mir einen furchtbaren Eindruck, mehr zermalmend als erschütternd. Der Onkel gab den heftischen, mißtrauisch-geizigen Alten so naturgetreu, mit so erschreckender Wahrheit, daß man es kaum ertragen hätte, wenn nicht Emil und seine Frau durch ihr anmutiges Spiel, durch die Poesie, welche beide dem Liebespaar zu verleihen wußten, mildernd und versöhnend gewirkt hätten. Es war uns ein höchst genußreicher, unvergeßlicher Abend, und mit Erstaunen beobachteten wir, wie das Publikum für die feinsten, rührendsten Momente Emils weder Verständnis noch Teilnahme zeigte. Wieber stimmten wir überein, wie viel Schuld das Publikum an dem Verderben der besten, feinsten Künstler trägt. Sich von dem Wege der Wahrheit und des Schönen nicht ablenken zu lassen, dazu gehört ein Charakter so fest und sicher, wie man ihn selten findet. Emil besaß ihn leider nicht, und der Verdruß, von der Mittelmäßigkeit sich in der Gunst und dem Beifall des Publikums so oft überflügelt zu sehen, trieb ihn wohl zuerst, seine schöne, edle, maßvolle Spielweise aufzugeben.

Die ruhige Vergnügungszeit war vorüber, Eduards erste Probe auf den folgenden Tag festgesetzt, und wir im Grunde recht froh, endlich die Spannung loszuwerden. Er trat [am 10. Mai 1830] als Barbier auf, eine Rolle,

die er oft auch in der Fremde mit günstigem Erfolg gespielt, die er außerdem vom Meister Lablache gesehen, dem er viele seiner kleinen Nuancen abgelauscht hatte. Ich konnte also eigentlich ganz sicher sein, und dennoch, als abends das Ritornell seiner Arie begann, war mir gerade, als müßte ich davonlaufen. Er kam, frisch und lebhaft, die Stimme klang vortrefflich, meine Angst war verschwunden, das Publikum wie elektrifiziert, applaudierte, rief stürmisch von allen Seiten da capo, und Eduard wiederholte die Arie italienisch. Zufällig streifte mein Blick den ersten Rang, da sah ich den kleinen, dicken Salomon Seine in seiner Loge hochaufgerichtet stehen, den Ausdruck der stolzesten Befriedigung im Gesicht, grüßte er vornehm lächelnd in die neben und gegenüberliegende Loge die Bekannten und nahm die Huldigungen, welche seinem Schützling gezollt wurden, gnädig an. Der Abend ging glänzend vorüber, am liebsten hätte ich gleich Loren ihr Teil von meiner Freude gegeben; aber ich konnte nicht fort, denn Emils feierten so vergnügt und froh mit Punsch und Kuchen den glücklich überstandenen Anfang, daß ich undankbar geschienen hätte, wollte ich nicht von Herzen daran teilnehmen.

Die beiden folgenden Rollen Don Juan [22. Mai] und Drest [12. Mai] hatten einen ehrenden, aber kühleren Erfolg; Glück war eine gar zu schwere, unverdauliche Kost für Hamburger Kunstmagen. Eduard hatte oft Gelegenheit später in Berlin den Drest mit Madame Milder (Sphigie) zu singen*) und eine tiefe Wirkung

*) Glück's Sphigie in Tauris: 26. Jan., 18. Febr. 1831, 21. Juni, 3. Juli 1833.

mit seiner Leistung zu erzielen. Der alte Mendelssohn sagte ihm abends nach einer Vorstellung dieser Rolle, Eduard sei der erste Drest, der ihn an den unvergeßlichen Talma lebhaft erinnert habe.

Der damalige Direktor des Theaters, F. L. Schmidt, hatte so viel Interesse an Eduards Talent wie an seinem künstlerischen Streben genommen, daß er uns zu Ehren noch ein großes Abschiedsdiner gab. Sophie Schröder, welche zum Besuch ihrer jüngsten Tochter gerade in Hamburg verweilte, war auch zu diesem Mittag geladen, und ich war außer mir vor Freude, die bedeutende Künstlerin nun in der Nähe zu sehen. Wir hatten uns mit Emils pünktlich zur bestimmten Stunde in des Direktors Haus eingefunden. Der alte Herr war ein feiner, angenehmer Wirt, sein Sohn, ein junger Arzt, lebhaft, unterhaltend, die Gesellschaft, die wir schon versammelt fanden, nicht groß, aber gewählt. Wir warteten mit dem Beginn des Diners nur noch auf Mad. Schröder und ihre Tochter.

Endlich erschollen draußen laute Begrüßungen und Entschuldigungen. Die Türe ging auf, die lang Erwartete trat ein. Ach, welch ein Anblick! — Die ziemlich kleine, breite Gestalt in brennend roten Flor gehüllt oder leider nicht gehüllt! Ihr Gesicht mit den geschminkten Wangen sah vor dem unerbittlich strengen Sonnenlicht fast grob und gewöhnlich aus. Erschrocken und beschämt zog ich mich hinter Doris zurück, aber Mad. Schröder hatte Eduard begrüßt und mich gesehen, kam mir herzlich die Hand reichend auf mich zu, fragte nach meinem Befinden, nach den Kindern, und als sie bei meiner Antwort Tränen in meinen Augen bemerkte, ward ihr Ton

so innig warm, der Blick, mit welchem sie mich betrachtete, so tief, so gut, daß diese wenigen Minuten hinreichten, ihr mein Herz wieder zuzuwenden. Hätte ich ihr in diesem Augenblick ein anderes Kleid anziehen und die geschminkten Wangen waschen dürfen, ich würde sie geliebt haben wie früher.

Mehrere Jahre später sah ich Sophie Schröder wieder, im einfach dunkeln, seidenen Anzug, verständig und gut, ganz ihrem Alter gemäß plaudernd, dabei von so jugendlich glühendem Enthusiasmus für ihre Kunst, daß ich wieder entzückt von ihr war wie in meiner Kindheit. Ihr Urteil über Eduard, den sie als Marc Anton in Julius Cäsar gesehen hatte, und von dem sie behauptete, er sei jetzt der einzig vollendete Redner in Deutschland, machte sie mir nicht weniger lieb.

Die Unterhaltung bei Tisch war lebhaft und hübsch; Frau Schröder freilich sprach nur Theatergeschichten und meist Emil zugewendet, der ihr gegenüber saß. Er machte sich ebenso niedlich vor ihr, als sie mit ihm kokettierte. Nach dem Essen zog mich Dore zum Fenster und sagte mit ihrem pikanten Lächeln: „Hast du wohl bemerkt, wie Emil bemüht war der Schröder zu gefallen? Er war ganz Süßigkeit, vollständig Schäfer aus Gessners Idyllen; ja, ja, einer so berühmten Künstlerin zu gefallen, ist nützlicher als du vielleicht meinst. Eduard dagegen,“ sagte sie lachend, „war gerade das Gegenteil seines Bruders; er schien es förmlich darauf abzusehen, die arme Frau zu ärgern.“

„Hast du's auch bemerkt?“ fiel ich ihr rasch ins Wort. — „Freilich, er bestritt ja alles, was sie sagte.“

„Nun,“ meinte Dore, „sie sprach auch ziemlich konfuseß Zeug, aber ich glaube darum nicht, daß dieser Mittag bestimmt sei, die alte Frau zu erziehen. Sag' einmal, ich habe mich eben schon besonnen, welchen von den beiden Brüdern du wählen würdest, wenn du noch frei wärest?“

„Keinen von beiden, wenn sie immer so wären, wie sie sich heute gezeigt haben.“

Der Tag unserer Abreise war festgesetzt, aber bevor wir uns zur Heimreise rüsteten, hatte ich meinem Gefühl nach noch eine heilige Verpflichtung zu erfüllen: Die Gespielen meiner frühesten Jugend aufzusuchen. Und es gelang mir nach langem Umfragen, sie wirklich endlich ausfindig zu machen.

Da stand ich wie vor langen, langen Jahren in dem einfach sauberen Zimmer; über dem Sopha hing noch derselbe alte Herr mit dem gepuderten Haar, dem Spitzenjabot, der kleinen, goldnen Tabaksdose zwischen den Fingern, und sah mich ebenso freundlich lächelnd an wie damals, als ich noch ein Kind war. Auf dem Fensterbrett in den roten Blumentöpfchen mit goldnen Löwenköpfen, ganz wie früher, standen Kesedastöcke und erfüllten wieder das Zimmer mit ihrem lieblichen Duft. Da ging die Türe auf, die beiden alten Leute kamen mit den Töchtern Polly und Bertha in höchster Erregung herein. Die Mutter lief auf mich zu, preßte mich schluchzend an sich und rief ein über das andremal: „Therese, mein Goldkind, wie lieb, daß du gekommen bist.“ Und wie sie nun anfang von Mienen, Vater,

Mutter und Ludwig, von allen meinen geliebtesten Menschen zu erzählen, da wurde mir ganz warm und heimisch ums Herz, und ich mußte ihnen versprechen, wenn auch nur auf eine Viertelstunde Eduard zu ihnen zu bringen.

Mir zu Liebe war er gern dazu bereit, und war so liebenswürdig freundlich dort, daß ich mit der beglückenden Empfindung Abschied nahm, auch ihnen eine angenehme Erinnerung an unser Wiedersehen zurückgelassen zu haben.

Zurückgekehrt mußten wir gleich zu Mendelssohns und erzählen. Sie ließen mit Fragen nicht nach, und der verwunderte Ausruf des alten Salomon Heine, „Bei Gott, gebildet,“ der die größte Heiterkeit erregte, blieb noch Jahr und Tag sprichwörtlich im Mendelssohnschen Hause.

Was uns die Freude des Wiedersehens gleich recht gründlich störte, war Lorens Nachricht, daß Eduard sich in den nächsten Tagen wieder zu einer Reise rüsten müsse. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte die Kaiserin von Rußland, seine Lieblingstochter, zu einem ungestörten Familienbeisammensein auf dem Lande eingeladen und dazu Fischbach in Schlesien vorgeschlagen. Die Kaiserin willigte darein und bestimmte den Monat Juni zu dieser Zusammenkunft. Der König ließ alle Anstalten zur Aufnahme des sehnlichst erwarteten Gastes treffen und, um der hohen Frau außer dem traulichen Beisammensein mit den Ihrigen und der reizenden Natur auch Kunstgenüsse zu bieten, befahl er seine vier ersten Sänger Stümer, Bader, Biesche und Eduard aufzufordern, ihn nach Schlesien zu begleiten. Henriette Sonntag, die gerade im Begriff stand nach England zu



Sonntag

gehen, ward auch so freundlich dazu eingeladen, daß sie ihre englische Reise bis auf spätere Zeit verschob und bereitwillig der königlichen Einladung folgte. So leid es uns tat, die Eindrücke von Hamburg und allem dort Erlebten nicht zusammen noch einmal im Erzählen durchzugenießen, so mußten wir doch zugestehen, daß nicht leicht ein verlockenderes Anerbieten als eben diese Reise kommen konnte. Unter solchen günstigen Verhältnissen das Riesengebirge kennen zu lernen, die königliche Familie mit ihrer Umgebung so in nächster Nähe beobachten zu dürfen, war für einen jungen dramatischen Künstler ebenso interessant als lehrreich.

Während Lore und ich eifrig beschäftigt waren, Eduards Wäsche und Garderobe instand zu setzen, mehrere vergilbte weiße Halsbinden waschen und bügeln zu lassen, wählte und prüfte er mit den drei andern Sängern Musikstücke, meist vierstimmige Gesänge ohne Begleitung.

Viel Schwierigkeit machte das Finden einer kleinen Oper, welche der König am meisten wünschte. Nach langem Suchen schien Adolph und Klara von Dalleyrac [Text von Herclots] für diese Gelegenheit und diese Kräfte am geeignetsten. Die Partie der Klara wurde Fräulein Sonntag zugeschickt, ein junger Klavierspieler zum Begleiten und Dirigieren der Oper eingeladen, Kostüme eingepackt, zwei Theaterdiener mit Reisegeld versehen, und nach all diesen Vorbereitungen fuhr die vier Künstler in offenem Wagen mit Extra-Postpferden an einem hellen Junimorgen zum Tore hinaus. Einiges aus Eduards Briefen*) mag ihn selbst erzählen lassen.

Schloß Lomnitz, 6. Juni 1830.

Endlich, liebe Therese, komme ich dazu, Dir ein paar Zeilen zu senden, so viel, so unendlich viel hätte ich Dir zu sagen, zu erzählen. Eine Menge Unannehmlichkeiten, Verdrießliches, Lästiges, Alles habe ich Dir gleich schreiben wollen, als die ersten 1½ Tage der Reise mir in tiefster Seele zuwider waren, vorzüglich und eigentlich wohl, weil ich Deine Reisegesellschaft mit meiner jetzigen vertauscht hatte; doch — davon mündlich. — Nachher aber, als die blauen Streifen des Riesengebirges am Horizont erschienen, habe ich so viel, so unbändig viel Schönes erlebt, daß ich ein Lump wäre, wollt' ich nun noch von Lumpigem reden.

Der liebe Gott hat das alles hier recht eigentlich unmeniglich schön gemacht. Ich möchte Dich hier auf dem Blatt so gern Fuß für Fuß von einer

*) Die Stellen sind vom Herausgeber, nicht von Therese selbst dem Briefwechsel entnommen.

Gegend zur andern führen, Dir beschreiben, wie so nach und nach alles schöner und größer wurde, von Liegnitz an, dann bei Goldberg, wo man ins Gebirge hineinfährt, und nun möchte ich Dir die Straße beschreiben von Goldberg nach Hirschberg, wie die Berge immer höher, die Täler immer tiefer und breiter wurden, die Berge anfangen, übereinander zu steigen, als wollten sie über der vorderen Schulter uns angaffen, wie nun bei jeder Krümmung des Weges neue Thäler sich öffneten, neue Berge hervormuchsen. Anfangs sah das Gebirge noch immer so aus, wie ich es auf Bildern gesehn, und wie es mir immer nicht gefallen wollte, die ersten Höhen sind so seltsam streifenweis theils bewaldet, theils mit buntblühender theils grüner Saat bedeckt, und die Linien dieser Felder laufen dann so den eigentlichen Umrissen der Berge entgegen, daß das Auge verwirrt wird. Manchmal sieht es aus, als hätte eine Kinderhand die Höhen willkürlich bunt bepinselt. Doch Du hattest Recht zu sagen, daß die Bilder, welche ich früher gesehen, schlecht wären, wenn auch dieser Charakter des streifenweis bebauten Erdreiches den Bergen selbst bis unter die Koppe eigen bleibt, so ist doch alles so schön, so groß, so mächtig, so — ach Wischivafchi — was fassle ich daher, beschreiben will ich zu Haus, wenn ich Dir jeden Berg plastisch darstellen kann, wie er liegt usw., Du kennst ja meine Art — aber, Therese, hätte ich doch nur eine halbe Stunde Dich bei mir gehabt, als wir nach einem herrlichen Gewitternachmittag, der der Gegend den höchsten Glanz verlieh,

auf eine Höhe kamen, und ich nichts ahnend, vor das Wirtshaus hinaus auf eine Felsenplatte trat und nun — mir war, als bekäme ich einen Schlag mit einem Schmiedehammer auf die Brust — die ganze schöne Bergkette mit der Schneekoppe vor mir lag, mit allen niedrigeren Bergen, Wäldern, blinkenden Dörfern und Schlössern die Gegend sich bis unter meine Füße lagerte, groß, groß, mächtig, und doch so lieb, so freundlich, als wenn ein Vater sein Kind bei der Hand zum Weihnachtstische führt: Du, du, was kann der liebe Gott alles. — Der Blick von der Nollendorfer Höhe hinab, von dem ich Dir oft gesagt, ist lange nicht so schön als dieser hier, unvergleichlich nicht. Dazu stiegen wieder die Dünste vom Gewitterregen aus den Thälern langsam in Wolken auf, verhüllten bald einzelne Berge, lagerten sich um ihre Scheitel, bis die Abendsonne die Nebel alle aufgerollt hatte, und in vollem goldnen Zauber-schein das Bild vor uns blieb, — hätte ich Dich nur gehabt, nur Dich, mein Herz, ich habe immer und immer, ja, ich glaube noch öfter, unbändige Sehnsucht nach Deinem stillen Blicke, mit dem Du etwas Schönes betrachtest, und ich bin so entsetzlich allein, ja viel, viel schlimmer als das. Genug, wir fuhren durch Hirschberg nach dem Schlosse Lomniz, immer durch die schönste Landschaft. Es dunkelte, der Nebel stieg — da erschien es ringsum auf den hohen Spizen der Berge wie glühende Sterne; es waren Freudenfeuer der Kaiserin zu Ehren, welche gegen Abend angekommen war.

Hier im Schlosse sind wir höchst anständig aufgenommen. Graf Redern wohnt mit uns im alten Schlosse, das neue bewohnt der Gutsherr Baron von Roth selbst. Unsere Zimmer liegen so schön, als man es sich nur denken kann. Aus jedem Fenster eine andere und schönere Aussicht, die Schneekoppe gerade vor uns. Auf meinen Vorschlag werden wir heut Abend 10 Uhr nach Fischbach fahren, der Kaiserin eine Nachtmusik zu bringen. Ich habe dazu heute früh in einer eiligen Stunde ein Gedicht gemacht zu vorhandener vierstimmiger Musik. Hier gilt es, aus dem Stegreif fechten. Sogar italienische Worte zu einem Ständchen hab' ich zusammengereimt. Man muß sich überall versuchen. Jetzt muß ich mich anziehen, die Pferde sind schon da. Wünsche uns gutes Gelingen! Bald mehr.

Den 7ten.

Es ist Alles glücklich von Statten gegangen. Als der Hof von der Abendtafel aufstand, welche in einem in vier Tagen auf einem Wiesenstück beim Schlosse erbauten Saale gehalten wurde, erstiegen wir von außen einen Altan und piffen los, drei vierstimmige Lieder. Die Thüren zum Altan waren geöffnet, die Damen näherten sich, darauf trat die Kaiserin, trotz des fern am Riesengebirge donnernden Gewitters und des leichten Sprühregens, in die Thür, „sehr erfreut über die angenehme Surprise, usw.“ steife Complimente, der König kommt. „Wird der Regen den schönen Stimmen nicht schaden? — wo wir wohnen — wann wir angekommen usw.“ kurzum,

genau wie ein Thorschreiber! Die Prinzen wundern sich über mein Dichtertalent, allerhand Rühmliches; Graf Redern sehr erfreut über die gute Aufnahme unsrer Serenade, versichert mich, daß ich persönlich meines Gedichtes wegen den größten succès gehabt habe. (Er hatte schon Mittags eine Abschrift den Prinzen gezeigt.) Der Kronprinz tritt mich auch an, ich wehre mich gegen den Titel eines Dichters, er versichert, das Gedicht sey charmant, exzellent, und so fort. — Hast Du nun genug? — Wenn Du alles dies gehörig herausputzest, einen Ring oder Dose hinzulegst, so kannst Du das erste Auftreten eines jungen Dichters sehr anschaulich schildern.

Das Schönste kam nach, wir fuhren durch die Nacht zurück, und während auf einer Seite die spitzen rauhen Falkenberge vom Mond erhellt waren, blitzte es über dem Riesengebirge, daß ich fast blind vom Zusehen wurde. Wenn wir morgen nicht an den Hof müssen, wollen wir nach Warmbrunn fahren. Bedauere nur nicht, daß über diese Gebirgsreise der Eindruck Hamburgs bei mir zu sehr wird geschwächt werden, es war da auch schön und ganz anders, und dann warst Du bei mir. Nun morgen kommt die Sonntag, dann bin ich nicht mehr allein. Ich sehe Dein Gesicht in diesem Augenblick. Könntest Du mir wol das Herzeleid anthun und weil ich fern bin, an mir zweifeln? — — Zwei Blätter habe ich schon gezeichnet, ich möchte noch 100 machen, einmal weil es so viel Schönes hier giebt, und dann um doch eine Mitteilung

mit Dir zu haben, ich erkläre Dir in Gedanken alles während des Zeichnens. — Nun gute Nacht. Morgen mehr. Dein Eduard.

In einem zweiten Brief schreibt Eduard:

— — — Gestern hatten wir unsre erste Soirée bei Hofe, ich sang mit großem Erfolge das Lied des Kauz von Felix, zur Erklärung der Situation und des Charakters hatte ich ein paar Worte Recitativ davor gemacht, welche sehr gut thaten. Die Composition hat Aufmerksamkeit erregt, und ich versäumte natürlich nicht, von Felix überhaupt zu reden, erst heut wieder mit dem General Witzleben, bekanntlich der musikalischen Autorität in unserm Staate. — Der König ist überaus freundlich und munter, auch er hat mich über meine lumpigen Verse angederet, er sagte, sie machten mir große Ehre, fragte auch nach meinem Zeichnen, von dem er, Gott weiß woher, erfahren hat, kurz der Hof beehrt mich sehr mit seiner Aufmerksamkeit. Du bist gewiß böse, daß ich Dir diese hochbelobten Verse noch nicht geschickt habe, das thue ich aus Politik; so lange Du das Zeug nicht gelesen hast, denkst Du Dir wirklich etwas darunter. Heut Abend ist denn endlich die lang-ersehnte, hochgefeierte Sonntag angelangt, sie wohnt auch hier im Schlosse, hatte sich aber schon niedergelegt als wir zurückkamen. Wenn sie viel zu Haus ist, was ich indeß kaum glaube, wird ihre Anwesenheit wohl einen etwas anständigeren Ton bei uns einführen und dazu sei ihr Eingang gesegnet.

Den 13ten.

Wir werden wohl den 16., 17. oder 18ten abreisen; es ist noch alles unbestimmt. Heute oder morgen Abend führen wir Adolph und Klara auf. Meine Kostüme für das Stück waren vergessen worden einzupacken, so bin ich heute früh mit 4 Pferden nach Hirschberg geflogen, habe dort Alarm geschlagen und es wird wohl noch Alles bis heute Abend zusammengeworfen werden. Die Sonntag hat wirklich einen besseren Ton in unser Haus gebracht, sie ist sehr angenehm und geniert gar nicht. Wir machen viele schöne Spaziergänge und Fahrten zusammen und haben viel Wunderschönes gesehen, wenn wir nur noch zwei Tage für die Wasserfälle und die Koppe finden können. Nun leb wohl, küsse die Kinder, ich muß zur Probe hinunter. Bald bin ich wieder bei Dir, wie will ich mich dann legen, wie wunder süß wird mir die Ruhe unsers Hauses sein.

Eduard war zurückgekehrt munter und frisch. Er erzählte viel von der einfach väterlichen Weise des Königs, von der vornehmen Grazie der Kaiserin, von den Witz und Späßen der Prinzen. Was mich aber am meisten interessierte, war das Geheimnis, welches Henriette Sonntag ihm anvertraut hatte, daß sie nämlich schon seit längerer Zeit mit dem Grafen Rossi vermählt sei, Familienverhältnisse halber diese Verbindung aber noch geheim halten müsse. Sie fühle sich wie von einer schweren Last befreit, sagte sie Eduard unter Tränen, einen Menschen gefunden zu haben, dem sie ohne Scheu von dieser für sie wichtigsten Begebenheit ihres Lebens sprechen könnte.



Fischbad

In damaliger Zeit hatte man, besonders Frauen, noch kein so reges Interesse für Politik. Erst die neue große Zeit regte bei allen die Teilnahme dafür an; im Mendelssohnschen Hause war es anders. Die Familie hatte viele Jahre in Paris gelebt. Da war es natürlich, daß sie von den Unruhen dort [der Julirevolution] aufs lebhafteste ergriffen wurde. Alle Morgen, wenn Madame Mendelssohn ganz früh ihre Gartenpromenade machte, klopfte sie mit dem großen, grünen Fächer an Eduards Fenster, setzte sich auf die Bank, die dicht darunter stand und las ihm, sobald er geöffnet hatte, das Wichtigste aus den französischen Zeitungen, die sie täglich erhielten, vor; die ausgebrochene Revolution, die Ernennung Louis Philipps zum König, alles, alles aufs detaillierteste. Zuweilen kam auch der alte Herr Mendelssohn dazu; ich sah dann alle drei eifrigst politisierend, debattierend und gestikulierend in den schönen Baumalleen auf und abgehen, so daß ich oftmals die Kinder

schicken mußte, den Vater zu erinnern, daß es Zeit sei, auf die Probe zu gehen. Ich hielt mich diesen politischen Gesprächen, die leider auch die hübschen Abende einnahmen, ganz fern und bemerkte mit Bedauern, wie die Verschiedenheit der Ansichten auch hier — zwar immer in den Grenzen der Höflichkeit und der Schicklichkeit — Streit und Mißstimmung erzeugten; desto willkommener war mir der allabendliche Besuch Alexanders von Humboldt mit seinen Begleitern. Herr Mendelssohn hatte ihm zur Erbauung eines kleinen Magnethäuschens einen Platz in seinem großen, schönen Park gegeben zu astronomischen Beobachtungen. Die Größe des Gartens schützte die Magnetnadel vor der Erschütterung durch Wagengerassel und Straßenlärm. Spät abends, wenn das Wetter irgend günstig, kam der alte Meister mit seinen Jüngern in den Gartenaal und verweilte noch ein wenig im liebenswürdigsten Geplauder in unserm Kreise. Der junge Dr. Dirichlet, die Hauptstütze Humbolds bei diesen Beobachtungen, zündete, sobald Humboldt das Zeichen gab, mit Hilfe Rebekkas, eine kleine Blendlaterne an. Die Herren empfahlen sich, und wir sahen das wandelnde Lichtchen in dem dunkeln Garten, bis es hinter den Büschen verschwand.

Als ich Rebekka einmal sagte, der junge Astronom habe wieder ganz neue Entdeckungen in den Augensternen am Rebekkahimmel gemacht, tat sie zwar sehr böse, hörte es aber doch nicht ungern, und daß ich recht prophezeit hatte, zeigte die Verlobungskarte von Rebekka Mendelssohn mit dem Dr. Le-jeune-Dirichlet, die wir später erhielten.

So anregend und schön das vertrauliche, ungenierte Zusammensein mit Mendelssohns und ihrem interessanten Kreise auch war, wir sahen täglich mehr ein, daß wir es aufgeben mußten. Die Wohnung war zu ungesund und unbequem für eine Familie mit vier Kindern. Es war zu ebener Erde, ohne Keller darunter, die Fenster, dicht mit Wein umrankt, ließen keinen Sonnenstrahl ein, und es war uns oft, als ob wir Moderluft atmeten.

Mendelssohns waren verständig genug, alle unsere Gründe einzusehen, und Hensels Geständnis, daß für ihn nichts erwünschter als diese Veränderung kommen könnte, da er vergebens sich um ein passendes Atelier bemüht habe, erleichterte uns den Gedanken des Fortziehens noch mehr.

Wir fanden in der Markgrafenstraße 102 [jetzt 103] unser neues Heim. Es war in keinem schönen Haus, „du darfst es ja nicht mit Mendelssohns Palais vergleichen,“ hatte Eduard etwas kleinlaut gesagt, als er mich zum erstenmal hinführte. Und als wir über den holprigen, schmalen Hof gingen, wo an der einen Seite hochaufgetürmt frisch gehobelte Bretter eine Tischlerwerkstatt vermuten ließen, auf der andern Seite bleiche Kindergesichter mit struppigen Haaren aus den ärmlichen Wohnungen neugierig auf uns niederblickten, mußte ich mich arg zusammennehmen, meine Beklommenheit nicht merken zu lassen. Ich kann aber nicht beschreiben, welche Überraschung mir wurde, als Eduard mich auf den Balkon führte.

Ich sah hinunter in den Garten voll Büsche und Blumen, die eine Seite von einer Weinwand begrenzt, deren Trauben sich schon färbten. Eine herrliche, weit überhängende Traueresche beschattete eine runde, höchst

einladende grüne Bank. Das Gärtchen — unser Eigentum — zwar sehr klein, erschien doch nicht so, weil die niedrige Umzäunung den Blick frei hinüberschweifen ließ in den weit sich ausdehnenden Garten unsers Wirtes. Es war ein Aufenthalt so friedlich, still, als könne es hier kein Ungemach, keine Sorgen geben. Wie gering erschien mir jetzt das Reckische Palais samt Kutscher und Bedienten. Die untern Zimmer waren klein und beschränkt, dagegen war ich erstaunt, im obern Stockwerk einen großen Salon von vier Fenster Länge zu finden, welche alle die Aussicht in den Garten hatten. Dies sollte Eduards Arbeitszimmer werden und uns als Gesellschafts- und Musikzimmer dienen. Daß die obere Etage nur aus leichtem Fachwerk bestand und dem Winde erlaubte, da sie von allen Seiten ganz frei stand, wo es ihm beliebte, durch die dünnen Wände einzudringen, betrachteten wir weiter nicht. Wir waren jung und wollten um solcher Kleinigkeiten willen unsere Freude an all dem Schönen nicht grämlich verkürzen.

Und was haben wir hier alles erlebt! Schweren Kummer und unendliche Freude, wie vielen Verdruß und Kränkung, wie viel Anerkennung und Ehre! Aber alles, was uns traf, trugen und genossen wir zusammen, und es knüpfte uns nur noch fester aneinander.

Im Hause Ludwig Kellstabs, mit dem und dessen liebenswürdiger Frau wir gern und vertraut verkehrten, hatten wir auch einen jungen Musiker, Wilhelm Taubert, kennen gelernt, der ganz in unserer Nähe wohnte. Er war der Sohn unbemittelter Eltern und hatte sowohl seine wissenschaftliche als musikalische

Bildung einem vornehmen Gönner zu danken. Das muntere, liebenswürdige Wesen, die hingebende Zärtlichkeit für Eduard, besonders aber das sehr bedeutende musikalische Talent des jungen Mannes machten ihn uns bald lieb und wert, so daß, als er einstmals klagte, kein ruhiges Arbeitsplätzchen im elterlichen Hause zu haben, Eduard ihn aufforderte, sein Arbeitszimmer, das geräumig genug sei, ungeniert mit ihm zu teilen. Voll Freude nahm Taubert das Anerbieten an, und schon am nächsten Morgen lief er mit Notenpapier und allem, was er bedurfte, die Treppe hinauf, setzte sich behaglich an das Tischchen, das wir für ihn in eins der Fenster zurechtgestellt hatten, und unser grüner Saal war bald die freundliche Werkstatt zweier fleißiger, ernst strebender Künstler.

Hier schrieb Eduard in diesen und den folgenden Jahren Hans Heiling, Das graue Männlein, Die Gunst des Augenblicks und Die Verirrungen, deren Werden und Inslebentreten uns eine Fülle reicher Freuden schenkte.

Taubert komponierte — meiner Meinung nach — hier seine schönsten Lieder, mehrere Klavierstücke und Eduards Operntexte Der Zigeuner und Die Kirmeß. Oftmals ward ich aus der Küche oder von den Kindern fortgeholt, um ein eben vollendetes Musikstück zu singen, und sie nannten mich deshalb scherzend die „Kage“, an der das Gift probiert würde.

Unser freundschaftliches Verhältnis zu Mendelssohns war innerlich unverändert geblieben, nach außen freilich hatte es sich durch die Umstände sehr verändert, denn während sonst eine Frage, ein Spaß, ein musi-

kalischer Einfall uns schnell zu einander trieb, sahen wir uns jetzt oft monatelang nicht und dann niemals unvorbereitet. Nicht nur die weite Entfernung machte die öfteren Besuche unmöglich, auch die heranwachsenden Kinder nahmen uns täglich mehr in Anspruch. Wir lasen, sangen, spielten mit ihnen und sahen mit freudiger Genugthuung den außerordentlich günstigen Erfolg dieser Beschäftigung mit ihnen.

Felix Mendelssohn war sehr viel in der Fremde, doch fanden wir in seinen Briefen stets dieselbe unveränderte liebenswürdige Zugehörigkeit für uns. Wir hatten ihm ein paar von Tauberts Liedern geschickt. Er schrieb ihm, wie sehr sie ihm gefielen, und nannte mit freundlichstem Eingehen und echt künstlerischem Verständnis die Stellen, welche ihm die liebsten geworden. Taubert, ganz beglückt dadurch, antwortete in seiner warmen, herzlichen Weise. So hatten wir unsere lieben jungen Freunde auch zu Freunden gemacht.

Nicht gar lange danach kam Mendelssohn zum Besuch der Eltern nach Berlin, und so wurde er bei uns auch persönlich mit Taubert bekannt. Auf unsern Wunsch setzte er sich ans Klavier und phantasierte nach seiner alten, hinreißenden Weise. Er verslocht die Melodien der Taubertschen Lieder so unbemerkt hinein, daß wir anfangs es kaum erkannten, dann aber brachte er sie immer deutlicher, immer bestimmter, bis er zuletzt mit dem einfachsten der beiden Lieder seine Phantasie schloß. Taubert reichte ihm stumm die Hand, er konnte vor Bewegung und Rührung nicht sprechen.

Der Frühling [1831] kam, die laue Luft, die ersten Knospen, der Gesang der Vögel lockte die naturschwärmenden Berliner hinaus ins Freie, und auch wir schmiedeten tausend schöne Reisepläne, die leider immer an unserer Sparsamkeit scheiterten. Vor allem andern war es die Einladung zu lieben Freunden Tauberts auf dem Lande, der wir gar zu gerne gefolgt wären. Er selbst hatte mehrere Sommer schon dort glückliche Stunden verlebt, sich neue Arbeitslust und Frische geholt. Daß Tauberts Freunde auch unsere werden mußten, verstand sich ganz von selbst. So waren wir mit der lebenswürdigen Familie des Oberamtmanns Cromer in Egeln bei Magdeburg schon ebenso vertraut, wie sie mit uns, ohne daß wir uns je gesehen hatten.

Wir sannnen hin und her, da kam Eduard der glückliche Gedanke, sich an den Direktor des Magdeburger Theaters um ein Gastspiel zu wenden. Wir hatten wenig Hoffnung, aber er wagte den Versuch, und schneller, als wir es irgend erwarteten, kam eine sehr günstige Antwort mit der Zusage auf vier Rollen im Juni, die alle Kosten hinlänglich deckten. Unter Tauberts Schutz, Lorens Oberaufsicht und der Pflege zweier braven Mädchen konnten wir unbesorgt die Kinder zu Hause lassen und froh die Reise antreten.

Magdeburg in seiner eigentümlichen Bauart, in der Hauptstraße die Stagen so wunderbar übereinander vorgerrückt, das echt kaufmännische Treiben und Leben war amüsant und hübsch.

Wie natürlich lag die Sorge um das Gelingen des Gastspiels wie ein Alb auf uns, und wir waren froh, als

der Abend seines ersten Auftretens [4. Juni 1831] herangekommen war. Leider überfielen mich so heftige Zahnschmerzen, daß es mir unmöglich war, der Aufführung beizuwohnen. Ich hoffte auf die nächsten Vorstellungen, die rasch hintereinander folgten, da aber das Übel keineswegs sich gebessert hatte, mußte ich Eduards dringenden Bitten, der mich für den Besuch auf dem Lande recht frisch haben wollte, nachgeben und geduldig im Zimmer aushalten.

Glücklicherweise verweilte ein Hamburger Kaufmann, ein Freund Emils, auch gerade in Magdeburg. Er hatte sich uns vorgestellt und versprach, als er meinen Kummer sah, mir getreulich von Eduards Darstellungen Bericht zu erstatten, und wirklich kam der freundliche Mann schon nach dem ersten Akt des Barbier atemlos gelaufen, mir zu erzählen, daß stürmisch applaudiert und gerufen worden sei.

Wir hatten unsere Abreise gleich auf den ersten Morgen nach Beendigung des Gastspiels festgesetzt, konnten aber dem Wunsch des Freundes aus Hamburg nicht entgegensein, einen Tag zuzugeben. Er versprach uns die interessante Bekanntschaft eines noch jungen Mannes, der, wie so viele, ein Opfer jener scheußlichen Zeit des Belauerns und Anklagens für jedes unbedachte, jugendlich-freisinnige Wort geworden war. Sieben Jahre hatte er in strengster Festungshaft zugebracht. In seiner Vaterstadt in Thüringen war er so geachtet gewesen, daß man ihn bei der nächsten Wahl zum Bürgermeister hatte ernennen wollen. Die Stelle war nun längst besetzt, seine Braut, vor seiner Haft frisch und blühend, jetzt ein vergrämtes, alterndes Mädchen.

Die Zeit seiner Gefangenschaft war um, in wenig

Tagen durfte er das Gefängnis verlassen, das gab ihm die Berechtigung — aber doch noch in Begleitung eines Gefangenwärters — hinaus in die Stadt zu gehen.

Wir saßen im Hotel am elegant servierten Kaffeetisch des Hamburger, als es klopfte, und ein Herr von ruhigem, angenehmem Außern eintrat; ich war erstaunt, keine Spur von Aufregung oder Zorn bei ihm zu finden. Er sprach leise, langsam und überlegt, kurz, machte mir gar nicht den gewünschten graufigen Eindruck.

Als ich beim Nachhausegehen dies gegen Eduard äußerte, sagte er: „Er war sieben Jahr gefangen, denke dir die Länge eines einzigen Jahres, wie vielem Zorn, Grimm und Tränen kann er da Luft gemacht haben, der Arme, zu jahrelangem Schweigen verdammt. Wo soll die Stimme da Kraft und das Sprechen Geläufigkeit herhaben?“ Den ganzen Abend verbrachten wir in tiefster Bewegung und Teilnahme mit den vielen auf diese Weise vernichteten schönsten jugendlichen Kräften und Hoffnungen. Eduard glühte vor Erregung; wie hatte ich ihn lieb in solchen Momenten!

„Ach, nun ist's ja vorbei,“ sagte ich, „denke lieber, wie er jetzt seinen kleinen Koffer packt, zum letztenmal sich die Gefängnistüre hinter ihm schließt, er hingeht, ein Billet zu lösen, in den Postwagen steigt, hinausfährt, ein freier Mensch, Wiesen, Felder und Wälder wieder sieht, immer näher der Heimat kommt, all die lieben Orte und zuletzt die lieben Menschen wieder sieht, unverändert — ein bißchen älter, das schadet nichts! Das ist so schön, so wundervoll, das muß kaum zu ertragen sein!“

Am frühen Morgen des nächsten Tages machten wir uns auf den Weg nach Egeln. Ich atmete auf, als wir glücklich durch die letzte bombenfeste Wölbung hindurchgefahren waren, und Magdeburg im goldnen Sonnenduft hinter uns lag. Mir war bis dahin immer bang gewesen, das schwere Fallgitter würde zusallen und uns auf Lebenszeit einsperren. Mit neuer Luft genossen wir die Freiheit in der üppigen, reichen Natur.

Wir kamen zeitig auf dem Gute an. Auf des Rutschers Peitschenknallen ward das schwere Hofstor geöffnet, ein Knecht stand grüßend daneben. Wir fuhren über den weiten Hof, der an beiden Seiten von Wirtschaftsgebäuden eingeschlossen, viel ländliche Kostbarkeiten zeigte, als einen großen Düngerhaufen, eine Entenpfütze, unzählige Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Puten und zwei schöne, stolze Pfauen. Vor dem Herrenhaus, das in seiner großen Ausdehnung recht stattlich ausah, aber nicht das Geringste von architektonischer Schönheit zeigte, hielten wir.

Die ganze Familie empfing uns vor der Türe so herzlich zutraulich, als wären wir schon jahrelang einander bekannt. Nach einem vortrefflichen Frühstück, das schon bereit stand, mußten wir gleich an den Flügel, denn Taubert hatte ihnen so viel von unsern Duetten geschrieben, daß sie keine Zeit verlieren wollten, „dieses Kunstgenusses teilhaftig zu werden“.

Die beiden sehr liebenswürdigen Töchter waren musikalisch und besaßen eine auserwählte Notensammlung. Die Eltern, wenn auch selbst nicht ausübend, hatten eine große Kenntnis der besten Musik, und das unbeirrte,

selbständige, wemgleich höchst bescheidene Urteil aller über Kompositionen wie über Gedichte setzte uns in Verwunderung. Wir waren ebenso gierig, ihnen vorzusingen, als sie es waren, uns zuzuhören. Unvergeßlich ist es mir geblieben, wie der stattliche, große Oberamtmann uns am Flügel gegenüberstand, um uns, zugleich aber auch durch das Fenster den Hof, beobachten zu können. Sein wettergebräuntes Gesicht trug den Ausdruck innigsten Behagens, und als wir das kleine, zweistimmige Lied von Silcher „Du gibst mir also nicht dein Herz“ sangen, das uns immer recht von Herzen kam, und wir den Schluß langsam und leise verklingen ließen, hatte der alte, kräftige Mann Tränen im Auge und war so bewegt, daß wir selbst ganz davon ergriffen wurden. Da — wischte er rasch mit der Hand die Tränen fort, sein Gesicht bekam einen sehr zornigen Ausdruck, er lief zum Fenster, riß es auf und rief mit donnernder Stimme etwas hinaus, das wir nicht verstanden; die Frau aber sagte lachend: „Ja, ja, Papa! Das kommt davon, wenn du um diese Zeit im Zimmer bist. So lange wir verheiratet sind, ist das noch nicht vorgekommen.“

Die große Glocke über der Eingangstüre läutete. Es war zwölf Uhr und Mittagszeit. Wir gingen in den anstoßenden, etwas dunklen Speisesaal, wo eine lange Tafel, mit schönen Blumen und Früchten geschmückt, gedeckt war. Die Tischgenossen sammelten sich, der zweite Sohn des Amtmanns war vom Vorwerk hereingekommen, zwei jüngere Kinder aus der Schule. Bald darauf traten mit respektvollem Gruße der Inspektor, drei junge Praktikanten und zuletzt die hübsche Haushälterin ein. Das

Essen war außerlesen, der Wein, die Früchte vorzüglich, die Unterhaltung munter und ungezwungen.

Unsern Plan, noch am nämlichen Abend weiter zu reisen, mußten wir, ihren dringenden Bitten folgend, aufgeben und taten es gern. So benutzten wir die langen Nachmittagsstunden, uns auf der großen, bedeutenden Domäne umzusehen. Eduard begleitete die Herren nach dem Vorwerke, indessen ging ich mit den Frauen durch den großen, schönen Garten an dem Fischteich vorüber nach den Wirtschaftsgebäuden. Welche Ordnung, welche Reichtümer waren da aufgehäuft, und doch wie sparsam ward alles — auch das Geringste benutzt und verwendet.

Der Beruf des Landwirthes schien mir heute der natürlichste, erhebendste und beneidenswerteste. Ich sprach abends dem Amtmann mein Entzücken darüber aus. „Kann es denn etwas Beglückenderes geben als so in stetem Verkehr mit der Natur zu leben?“ rief ich fast ärgerlich über sein Kopfschütteln.

„Gewiß nicht!“ antwortete der Oberamtmann, „leben wir auch nur mit der Natur, aber daß wir von ihr und durch sie leben müssen, das ist das Traurige, da hört die Poesie auf. Während Sie den vollen, reinen Genuß haben, berechne ich nur den Nutzen, was dieses und jenes eintragen kann. Vorhin z. B. mußte ich fast das Lachen unterdrücken bei Ihrem Entzücken über die schönen, üppigen Farnkräuter, weil ich in demselben Augenblick mich besonnen hatte, wann ich wohl am besten den Knecht hinaus schicken könnte, sie auszurotten.“

„Auszurotten?“ fragte ich ganz entsetzt.

„Die Wurzeln der Farnkräuter greifen unter dem Boden weit um sich, verschlingen sich und tun den nützlichen Pflanzen Schaden, indem sie ihnen Nahrung und Kraft entziehen.“

„Ach, wie tut mir das leid, nun werde ich bei den schönen, malerischen Blättern immer nur an die abscheulichen Wurzeln denken.“

„Nein,“ sagte der Amtmann sehr liebenswürdig, „das darf Ihre Freude nicht stören, genießen Sie ungetrübt die Schönheiten der Pflanzen und Blüten, und überlassen Sie mir die Sorge und Mühen; dagegen will ich mich an Ihrem Gesang ergötzen und mich auch weiter nicht darum kümmern, wie viel herbe, bittere Stunden solch ein Künstlerleben mit sich bringt.“

Am folgenden Nachmittag nahmen wir Abschied von den prächtigen Menschen, die uns in den wenigen Stunden so lieb und wert geworden waren.

Die acht Tage, welche wir im Harz zubrachten, waren eine Kette der unvergeßlichsten, schönsten Stunden. Die Rückreise machten wir über Dessau, das wir gern kennen lernen, und wo wir ein paar liebe Bekannte besuchen wollten.

Trotz meiner Vorliebe für kleine Städte konnte ich Dessau keinen Geschmack abgewinnen. Mir kam es langweilig und spießbürgerlich vor. Freilich war es die profaischste Stunde des ganzen Tages, in welcher wir hineinfuhren, mittags, wo die Sonne grell und glühend in allen Straßen und auf allen Plätzen lag.

Nach dem Essen suchten wir die Witwe des damals so beliebten Viederdichters Wilhelm Müller auf. Wie

bewegte mich ihr Anblick. Wir hatten die hübsche, junge, etwas übermütige Frau kennen gelernt, als sie auf der Hochzeitsreise mit ihrem liebenswürdigen Mann durch Berlin kam und in all den Kreisen, wo wir mit ihr zusammentrafen, mit etwas übertriebenem Enthusiasmus — was in Berlin leicht geschieht — aufgenommen wurde. Jetzt, wo der geliebte Mann ihr früh und rasch durch den Tod entziffen war, lebte sie still in beschränkten Verhältnissen, eine alternde, bescheidene Frau. Sie brachte uns ihre Kinder, ein Mädchen und einen etwas jüngeren schönen Knaben mit vielversprechendem Gesicht, das Wort gehalten hat. Max Müller zählte sehr jung schon zu den Berühmtheiten der Dyforder Universität.

Raum von der Reise zurückgekehrt, erhielt Eduard einen Brief von seinem Bruder Karl aus Hannover, der uns in einige Aufregung versetzte. Er schrieb: „Unser Kapellmeister Marschner hat dein Gedicht Hans Heiling gelesen und sich äußerst günstig darüber ausgesprochen. Mir scheint, als wünsche er den Text zu haben, und ich meine, es wäre recht glücklich für dich, wenn so ein ausgezeichnete Musiker die Oper komponierte. Das würde schnell deinen Namen rühmlich bekannt machen.“

Obgleich Eduard Marschners Lob seines Gedichtes nur für eine Höflichkeit gegen Karl hielt, so antwortete er doch auf der Stelle und war nicht wenig überrascht, als schon nach einigen Tagen ein Brief von Marschner kam, der uns alle in die freudigste Stimmung versetzte. Er lautete:

Sehr verehrter Herr!

Mit großer Freude habe ich von Ihrem Herrn Bruder erfahren, daß Sie der Verfasser des Hans Heiling sind. Ihr Vertrauen ist mir höchst schmeichelhaft, und ich werde es zu rechtfertigen streben. Der Stoff ist ebenso neu als ergiebig, und ich staune, mit welcher dichterischer Kraft und Bühnenkenntnis Sie ihn zur Oper benutzten.

Ich fühle schon jetzt — obgleich ich noch nichts thun als das Gedicht lesen konnte — wie es mich ergreift, und mir Ideen und Melodien zuströmen. Darauf stütze ich die Hoffnung, daß ich nicht zu weit hinter Ihnen bleiben werde, obwohl ich mir nicht verberge, daß die Aufgabe eine höchst schwierige ist. Leider sind meiner Berufsgeschäfte so viel, daß ich mich nur selten meiner Phantasie und der Arbeit widmen kann, doch das ist ja der allgemeine Fluch deutscher Componisten, daß Vaterland und Regierungen nichts für sie thun und sie gezwungen sind, nach mit Frohndiensten überhäuften Anstellungen zu greifen, um ihr Dasein zu fristen! Gebäre Deutschland auch zehn Spontinis; nicht einer von ihnen würde einen König von Preußen finden. — Von Ihrem Herrn Bruder höre ich, daß am 3ten August mein Templer in Berlin gegeben werden soll, gestehe aber offen, daß ich nicht recht daran glaube, da mir von Direktionswegen noch keine Sylbe darüber zugekommen ist, obwohl ich Graf Redern ersucht habe, es möglichst so zu arrangieren, daß ich wie Rieß, Weber und Spohr mein Werk selbst zur Auf- führung bringen dürfe

Der bittere, gereizte Ton des Briefes tat uns weh, aber war er nicht ganz begreiflich und gewaltsam hervorgerufen? — Einem Künstler von solcher Auszeichnung, der Opern wie Die Falkersbraut, den Vampyr und nun gar den Templer und Jüdin geschrieben hatte, so rücksichtslos und geringschätzig zu begegnen, das mußte auch den ruhigsten, bescheidensten Mann empören.

Eduard teilte sein und Marschners Unternehmen gleich nach den ersten miteinander gewechselten Briefen dem Grafen Hedern mit, der diese Eröffnung mit freundlichstem Entgegenkommen aufnahm. Er versprach, die Oper, sobald sie vollendet sei, auf der königlichen Hofbühne zur Aufführung zu bringen und freute sich, Gelegenheit zu haben, den beiden Künstlern zu zeigen, wie hoch er ihre Talente schätze.

Mit fröhlichem Mut und Eifer gingen nun beide an die Arbeit, denn auch Eduard fand noch vieles im Texte zu ändern und zu bessern.

Am 3. August [1831] zu des Königs Geburtstag sollte wirklich der Templer zur Aufführung kommen. Die Rollen wurden ausgeteilt, die Proben angelegt, ohne daß der Komponist von der Direktion eine Silbe erfuhr oder gar zum Einstudieren und Dirigieren seiner Oper eingeladen wurde.

Eduard, der die höchst interessante Aufgabe des Tempelers darzustellen hatte, wandte sich nun mit den eingehendsten Fragen und Vorschlägen an Marschner, aber nicht nur für sich; mit gleicher Wärme und Teilnahme nahm er sich des ganzen Ensembles an, und der Erfolg krönte seine Bemühung. Der Beifall des Publi-

kums war stürmisch, ich selbst war tief erschüttert. Die Poesie des Stoffes (nach Walter Scotts Iwanhoe), der Reiz der Melodien, die Gewalt der ganzen Komposition, die vortreffliche Instrumentierung — alles, alles machte die hinreißendste Wirkung. Der „Templer“ galt — nach dem Urtheil aller — für Eduards beste Rolle, und diesmal waren es nicht nur die Sachverständigen, er riß das ganze Publikum zum enthusiastischen Beifall hin.

Niemand als ein Künstler, oder wer ihm so im Innersten nahe steht, kann sich eine Vorstellung von der Seligkeit solcher Stunden machen. Wir fühlten uns wie der Erde entrückt, voll Jubel mit Tränen der Rührung im Auge. Schade, daß diese gehobene Stimmung von so kurzer Dauer ist, daß Neid und Gott weiß welche Erbärmlichkeiten so schnell bereit sind, alles herabzuziehen. Wenn es Eduard persönlich auch dieses Mal nicht traf, so schmerzte es ihn darum nicht weniger, Marschners Meisterwerk, das die höchste Bewunderung verdient hätte, von der Kritik mit der gewöhnlichen geringschätzigen Art behandelt und beurteilt zu sehen. Eduard, wie alle Kunstfreunde, waren empört, und das Publikum, das sich dem böswilligen Einfluß entzog, drängte auf Wiederholung der Oper; auch der König wie der Hof, die bei der ersten Aufführung nicht anwesend waren, verlangten danach.

Eduard fühlte — wie nach einer solchen Anstrengung ganz natürlich — die Stimme angegriffen, weniger durch die gesanglich schwierige Aufgabe, als durch die furchtbare Erregung nervös gereizt. Er hat um acht Tage Ruhe, sich gänzlich wiederherzustellen; es ward ihm gewährt.

Die Frist war um, die Oper angesetzt, und der An-

drang ungewöhnlich, aber noch fand Eduard sich solcher Aufgabe nicht gewachsen. Er schrieb es dem Grafen, der wollte von längerem Hinausschieben nichts wissen und antwortete spaßend: Es sei ihm längst bekannt, daß Eduard stets die höchsten Anforderungen an sich stelle, er möge den Enthusiasmus des Publikums nicht erkalten lassen und mit gutem Vertrauen an das schöne Werk gehen, das ihm so viel ehrende Anerkennung, den Zuhörern einen so großen künstlerischen Genuß bereitet habe. Der Hof sei aufs äußerste gespannt, das Opernhaus bis auf den letzten Platz ausverkauft, kurz, er tat alles, um Eduard zu überreden, und der — hoffend, daß wieder, wie schon oft, der Abend der Stimme günstiger sein werde — fuhr all unsern Bitten und Warnungen entgegen um fünf Uhr ins Theater. Voll bangster Sorge folgten wir ihm später. Von Szene zu Szene verlor er die Singstimme mehr — das trieb ihn zu so energischem Sprechen und Spiel, daß man den Gesang kaum vermißte. Er feierte an diesem Abend den höchsten Triumph seiner Künstlerschaft — aber völlig ton- und stimmlos fuhr er nach der Vorstellung mit uns nach Hause. Sehr aufgeregt nahm er nur ein warmes Getränk und legte sich nieder.

Mit Bangen erwarteten wir den Morgen. Dieselbe Stimmlosigkeit, all die oft bewährten Hausmittel sowie Ruhe und Schweigen veränderten nichts. Wir schickten zum Arzt, er wandte vergebens sanfte und energische Mittel, strenge Diät, gänzlichcs Schweigen an — vergebens! Volle vier Wochen dauerte dieser beängstigende Zustand, ohne auch nur im geringsten nachzulassen.

Wir lebten still und einsam. Voll Teilnahme, nach

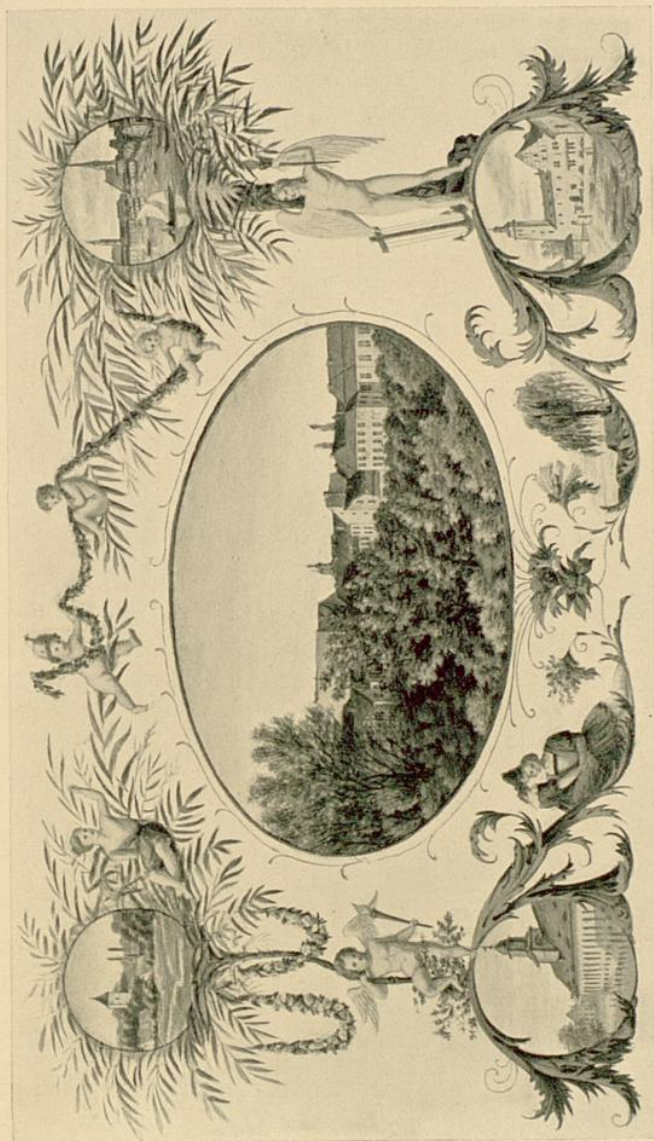
ihm zu fragen, kamen die Freunde oft, gingen aber bald wieder traurig fort, wenn sie immer denselben Bescheid erhielten. Bleischwer lag die Sorge um Eduards Beruf, um unsere Existenz und die Zukunft der Kinder auf uns. Eduard prüfte, ob seine literarische Fähigkeit wohl ausreichend sei, uns zu erhalten. Ich dachte daran, wieder Musikunterricht zu geben, Lore wollte Handarbeit machen. Es war eine Zeit der schwersten Sorge und so rührend, wenn wir an jedem Morgen oben über uns die Stimmgabel aufschlugen, Eduard den Ton probieren hörten, der wieder und immer wieder versagte — bis endlich eines Morgens die kleine Stimmgabel wieder klang — ich wieder horchte, und es mir wie ein glühend süßer Stich durchs Herz fuhr, als ich Eduards Stimme, wenn auch schwach, doch rein und wohlklingend wieder hörte. Wie ich die Treppe hinauf zu ihm ins Zimmer kam, weiß ich nicht, denn ich war außer mir, und der grüne Saal war Zeuge eines unbeschreiblich glücklichen Augenblicks. Von nun an, durch geschicktes, vorsichtiges Üben unterstützt, ward die Skala immer sicherer, reiner, und nach siebenwöchentlicher Unterbrechung konnte sich Eduard wieder zum Dienste melden.

Unterdessen war auch der Heiling fertig geworden, Marschner schickte den größten Teil der Partitur. Wir ließen gleich Taubert rufen, der eiligst kam, an den Flügel stürzte, die Partitur auflegte und mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit nicht allein die undeutlich geschriebenen Noten las und spielte, sondern auch alle Partien sang, ohne daß auch nur ein Wort des Textes

mangelte. Wir machten uns gleich daran, unter seiner Leitung einzelne Szenen einzustudieren. Es waren schöne, genußreiche Abende, an welchen wir die Musik des genialen Komponisten einem gewählten Kreise von Freunden und Bekannten vortrugen. Unter diesen befand sich auch Felix Mendelssohn, der gerade in Berlin anwesend, sowie Otto Nicolai, der Komponist der „Lustigen Weiber“.

Unsere Proben gelangen vorzüglich, da wir alle von gleicher Lust und gleichem Eifer beseelt waren. Die in Berlin so hochgefeierte Sängerin von Schälzel sang die Königin, Mantius den Konrad, Eduard den Heiling, ich die Anna, ein hübscher Chor von Dilettanten nahm bereitwilligst teil. Unsere entzückten Zuhörer besprachen in allen Kreisen den Eindruck der neuen Oper von Marschner, alles war begierig zu sehen. Umsonst! Das neu geschaffene Werk blieb unbenutzt, ungehört drei volle Jahre liegen. Welch ein Nachteil für die Schöpfer dieses Werkes daraus entstand, ist leicht einzusehen. Alle größeren Bühnen Deutschlands verlangten nach der Oper, aber der Komponist durfte sie keiner geben, denn Berlin hatte das Vorrecht. Schmerzlicher noch als der pekuniäre Verlust war beiden Künstlern, daß ihnen die Gelegenheit genommen war, ihre Arbeit zu prüfen und daraus lernen zu können.

Woher alle Hindernisse kamen, wußte die ganze Stadt. Daß Spontini den bedeutenden, überragenden Rivalen Marschner fürchtete, war wohl bekannt, aber trotz aller Empörung, die sein Benehmen hervorrief, hatte keiner den Mut, dieser Macht entgegenzutreten.



Aquarell-Titelblatt, von Eduard für Chereses Album gezeichnet

Zu Weihnachten 1832

Landesbibliothek
Karlsruhe

Wir wären sehr undankbar gewesen, wenn wir unser jetziges Leben nicht als höchst bevorzugt hätten anerkennen und preisen wollen. Der Kreis anregender, interessanter Bekannter hatte sich wesentlich vergrößert, ohne daß die Zahl herzlich lieber Freunde abgenommen hätte. Unser Gärtchen bot, so lange die Jahreszeit es erlaubte, viel heiter-gesellige Stunden. Wir tranken unter der weit überhängenden Traueresche den Tee, plauderten lebhaft oder sangen vierstimmige Lieder oft noch spät draußen im Mondenschein und freuten uns über die zahlreichen bescheidenen Zuhörer auf dem Hofe und in der Tischlerwerkstätte.

Da plötzlich erkrankten zwei unserer Kinder am Scharlachfieber. Felix kam leicht und glücklich davon, während das arme Annchen alle Qualen dieser heimtückischen Krankheit erleiden mußte. Sie war längere Zeit ganz taub, aber sie genas, und wir konnten nach acht Wochen der größten Sorgfalt die Kinder wieder zueinander bringen. Mit dankbarem Herzen und süßer Schokolade feierten wir froh und vergnügt das Genesungsfest. Am lustigsten von allen war der kleine Gustav, und um so tiefer erschütterte uns die grausame Gewalt des Scharlachfiebers, das, nachdem schon alle Zweifel und Bangen von uns gewichen waren, uns in kaum sieben Tagen den blühenden Knaben entriß.

Im grünen Saal oben am Fenster standen Lore und ich; weinend blickten wir hinaus in den Garten, wo wir den lieben Jungen so gern umherspringen sahen, wenn die langen, blonden Locken ihm über das frische Gesichtchen fielen — und warteten auf Lauberts und

Eduards Rückkehr, die das liebliche Geschöpfchen zu seiner letzten Ruhestätte gebracht hatten.

Im Hause eines Künstlers gestaltet das Leben sich sehr verschieden von dem anderer Stände. Was hier Zerstreuung und Vergnügen, ist dort ernste Beschäftigung und Pflicht. Da wir nun die wärmsten Teilnehmer an Eduards Tätigkeit waren, so wurde auch bald nach dem Tode des süßen Kindes wieder musiziert und gelesen, und wir fühlten, daß all diese Dinge unserer Trauer keinen Abbruch taten.

Etwa 14 Tage nach dem Tode unsers Gustav [April 1832] fand ein Morgenkonzert im kleinen Saale der Singakademie unter Zelters Leitung statt, bei welchem Eduard mitzuwirken versprochen hatte. Er wählte zwei Löwefche Balladen — Herr Duff und Des Goldschmieds Töchterlein — von Taubert begleitet, die stets den allertiefsten Eindruck gemacht hatten. Um 11 Uhr fuhr ich mit Eduard hin, und um nicht unter den vielen fremden und bekannten Menschen zu sitzen, ging ich hinauf zur kleinen Gallerie, wo ich unbemerkt und fast allein war.

In der Pause war es mir aufgefallen, wie sehr Zelter gealtert hatte, und wie bleich er ausah; da hörte ich schwere Tritte hinter mir, einen Stuhl heranziehen — es war Zelter!

„Ich habe Sie von unten erkannt und mich gefreut, Sie hier zu sehen, es zeigt mir, daß die Kunst Ihnen ernst ist. Man kann mit dem tiefsten Weh im Herzen sich doch des Schönen freuen.“ Er nahm meine Hand

und hielt sie, dann sagte er mit bebenden Lippen:
„Ich habe auch mein Liebstes auf Erden verloren —
Goethe ist tot!“

„Ich weiß es,“ erwiderte ich sehr bewegt, „und habe
bei der Nachricht gleich an Ihren Schmerz gedacht.“ Er
nickte mir freundlich zu, schüttelte meine Hand und ging,
denn die Musik hatte wieder angefangen. Ich habe
meinen alten, lieben Lehrer nicht wieder gesehen.

Er starb 14 Tage danach. Unendlich betrübt lief
ich zu Doris, die zwar alle Besuche abgewiesen, mich
aber gleich hereinrief. Sie gefiel mir sehr in ihrem tiefen
Ernst und der ruhigen, schönen Trauer. Sie mußte mir
viel von dem Dahingeshiedenen erzählen und nahm oft
mit feuchten Augen lächelnd ihr Tuch, meine Tränen zu
trocknen. Es war ganz die alte, mütterliche Art, die
sie stets gegen mich gehabt.

„Der Vater war unwohl,“ sagte sie, aber doch
nicht so, daß es ihm nicht gestattet hätte, außer dem
Bett zu sein und sich zu beschäftigen. Nur eines Abends
— es mögen etwa zehn Tage her sein — klagte er un-
gewöhnlich und gab mir willig nach, als ich ihn bat
sich niederzulegen. Ich zündete sein Licht an, reichte ihm
den Arm und führte ihn. Als wir durch den Salon
zu seinem Schlafzimmer gingen, blieb er vor Goethes
Büste stehen, nahm mir das Licht ab, beleuchtete den
Kopf und sagte, indem er sich respektvoll verbeugte, in
seiner alten, humoristischen Weise: „Erzellenz hatten
natürlich den Vortritt; aber ich folge bald nach.“

Er hatte recht gesprochen, er starb am 15. Mai 1832.

Endlich wurde der Tag der Aufführung des Heiling festgesetzt. Auf Eduards besonders dringenden Wunsch wurde Marschner vom Grafen zum Einstudieren und Dirigieren der Oper eingeladen. Die Reise von Hannover, sowie der längere Aufenthalt in Berlin würden das keineswegs glänzende Honorar verzehrt haben. Dies veranlaßte Eduard ihm unser bescheidenes Haus anzubieten, und Marschner ging zu unserer Freude darauf ein.

Nach Verlauf mehrerer Tage schellte es mittags an unserer Haustüre, ein untersehter, ziemlich corpulenter Mann mit einem freundlichen Gesicht, um dessen Mund ein sarkastisches Lächeln spielte, sagte, indem er Eduard die Hand reichte: „Ich bin Marschner und werde bei Ihnen wohnen.“ Eduard führte ihn in das für ihn gastlich hergerichtete Zimmer im untern Stock. Die Kinder trugen seine Sachen hinein und waren nach 10 Minuten aufs innigste mit ihm befreundet.

Es waren schöne Tage, die wir mit dem geistvollen, munteren Mann verlebten. An jedem Morgen ging Eduard mit ihm zu den Proben, während ich voll Spannung auf ihre Rückkehr wartete. Ein Mittag ist mir lebhaft im Gedächtnis geblieben; es war ein schwüler, heißer Tag. Eduard, des weiten Weges gewohnt, legte ihn ohne Beschwerden durch die glühenden, staubigen Straßen Berlins zurück, aber Marschner! der arme Marschner! glühend-rot und aufgelöst vor Schweiß kam er ins Zimmer, übertrieb, um rechten Effekt zu machen, seine Zerrüttung und sagte, als wir, statt ihn zu bedauern, ihn auslachten, mit furchtbar bekümmertem Miene: „Ja, wer ersetzt mir nun mein wohlverworbenes hannöversches Fett!“

Der Abend der Aufführung [24. Mai 1833]*) kam. Wie uns allen zumute war, kann sich jeder denken, der ähnliches erlebt. Die Vorstellung ging brillant. Der Heiling lag sehr gut in Eduards Stimme. Der Anteil war sichtlich ein sehr warmer, aber der laute Ausdruck dafür schien uns allen beeinflusst. Erst als Marschner fort war, ein anderer Kapellmeister dirigierte, fand die Oper den Beifall, den sie verdiente.

Aber Eduard und Marschner waren gute Freunde geworden, sie hatten noch beim Abschied Brüderschaft getrunken!

Im August gingen wir nach Dresden zu Emils, wie wir es ihnen im Frühjahr bei ihrem Gastspiel in Berlin hatten versprechen müssen. Wir machten zusammen Ausflüge in die reizende Umgegend, bewunderten die vielen, reichen Kunstschätze; was uns aber am meisten anzog, waren die Abende bei Tieck.

Eduard hatte ihn gleich wieder aufgesucht, erzählte von den höchst anregenden Gesprächen mit ihm und freute sich mir wie Emils für den Abend eine Einladung bringen zu können. Wir fanden schon einen ziemlich großen Kreis der Gesellschaft, als wir eintraten. Die Gräfin Finkenstein, welche schon seit Jahren dem hochgefeierten aber unbemittelten Dichter wie seiner Familie ihr Haus gastlich geöffnet hatte, blieb nach dem Tode von dessen Frau ihrer uneigennütigen Bewunderung des Dichters getreu, ihm und den Töchtern bis zum Lebensende die auf-

*) Weitere Aufführungen in diesem Jahr: 28., 31. Mai, 18. Juni, 6., 15. November.

opferndste Freundin; und wie man auch in Dresden hier und da über sie spötteln hörte, mir machte die magere, alternde, unschöne Frau in ihrer jugendlichen Begeisterung neben dem armen, von der Gicht ganz krumm gezogenen Mann, der uns so freundlich begrüßte, einen rührenden Eindruck.

Die Vorlesung — eines der Shakespeareschen Heinriche — wirkte nicht so gewaltig auf mich, als ich erwartet hatte. Er machte die Intensionen des Dichters sowie die Schilderung der Charaktere klar und deutlich, alles schien mir verständig doch nach meinem Begriff nicht schön. Er, der den Schauspielern beständig Natur und Einfachheit predigte, las alle pathetischen Momente affektiert. Es war gewiß nicht seine Absicht, aber sein schwaches, unbedeutendes Organ machte diesen Eindruck, sobald er die Stimme erhob und anstrengte. Dazu kam, was mir fast unangenehm war, daß er Frauenrollen in der Fistel las, was von vornherein jeden ernstern, würdigen Ausdruck unmöglich machte.

Am nächsten Abend las er auf Eduards Wunsch ein Hollbergisches Lustspiel Der Mann, der keine Zeit hat. Freilich in der ganzen Ausdehnung und Breite, aber sein feiner Humor wußte überall pikante Nuancen zu finden. Die Gräfin, der unmöglich die hundertmal gehörten Späße noch spaßhaft sein konnten, lachte zur Ermunterung des Auditoriums immer voraus, und als sie mich einmal bei einem kleinen, hübschen Moment von ihm vor mich hinlachen sah, nickte sie mir so glücklich zu, daß mir die Tränen in die Augen traten.

Eduards erstes dramatisches Werk, das 5aktige Schauspiel Das Graue Männlein, kam am 23. Januar 1834 zum erstenmal auf die Bühne. Eduard hatte so viel Interessantes aus dem XVI. Jahrhundert gelesen und sich so ganz in die Zeitumstände hineingelebt, daß sich ihm der Stoff leicht und rasch dramatisch gestaltete. Ich, sowie unsere Freunde, waren sehr davon eingenommen und ermutigten ihn es gleich dem Grafen Redern zu bringen. Zu unserer Freude hatte er es bald gelesen und zur Aufführung angenommen. Er forderte Eduard auf seine Vorschläge zur Besetzung der Rollen zu machen, und diese waren derart, daß wir des günstigsten Erfolges sicher sein konnten. Es wurde tüchtig probiert, jeder Wunsch in Hinsicht auf Dekoration und Kostüm ihm gewährt, und so rückte der bedeutungsvolle Abend*) heran. Feierlich reichte mir Eduard seine eiskalte Hand, als er sehr zeitig ins Theater ging, um noch einmal alles zu revidieren. Später folgte ich ihm, saß mit fest zusammengepreßten Händen in höchster Spannung in meiner Loge, freute mich, als nach und nach das Haus sich immer mehr füllte, bis vor Beginn des Stückes der König Friedrich Wilhelm III mit der Fürstin Liegnitz, seiner Gemahlin, ihre Plätze einnahmen.

Der Vorhang ging auf. Die mittelalterliche Straße mit dem Brunnen, zu dem Steinstufen führten, gab gleich den Eindruck der Zeit. Diethelm (Herr Grua) und der Bürger spielten einfach und eindringlich. Herr Lemm, der Bürgermeister, wirkte, wie immer, durch seine

*) 23. Januar 1834. Wiederholungen: 26., 27. Januar, 3., 16. Februar, 2. April, 10. Juni.

imposante Gestalt, den Adel seiner Züge und seines Spiels. Charlotte von Hagn, Magdalena, wenn ihr auch in den größeren, ernsteren Momenten Innigkeit fehlte, so nahm sie doch durch ihre Anmut und Schönheit jeden für sich ein. Eduard, als Graues Männlein, überraschte mich, obgleich ich durch Überhören und Proben schon vorbereitet war, in jedem Moment. Er gab den verfolgten, verachteten Greis, der die Torheit und den Aberglauben des Volkes so schlau zu benutzen verstand, so überzeugend wahr, daß man es natürlich fand, ihn als den allgemein Gefürchteten in der Stadt anzusehen. Alles Ungemach, das ihn zuletzt trifft, ist wohl verdient und dennoch fühlt man das tiefste Mitleiden mit dem Armen. Mir war, als ob meine Sinne an dem Abend doppelt wären, ich verlor keinen Moment der Darstellung und beobachtete doch scharf das Publikum. Das schien sehr befriedigt, obgleich es, wie immer, rückhaltend und prüfend war, aber nicht allzulang, da brach ein stürmischer Applaus los, der mir die Tränen in die Augen trieb, ich dachte an Eduard und fühlte, wie auch seine Gedanken zu mir hinaufflogen.

Nach der Vorstellung kam Graf Redern sehr froh zu Eduard, ihm den Dank und das wärmste Lob des Königs zu bringen, der ihm aufgetragen habe, gleich zum nächsten Abend das Stück wieder anzusetzen.

So war Eduard auch als dramatischer Schriftsteller glücklich in die Öffentlichkeit getreten, und wir genossen es mit der innigsten Dankbarkeit und Freude.

Eine Idee, welche Eduard lange mit sich herumgetragen, gewann immer mehr und mehr Gestalt, so

daß er sich von ihrer Ausführung gar nicht mehr losmachen konnte.

Es war der Plan, einen Schauspieler-Verein zu gründen. Er teilte ihn uns und Taubert eines Abends mit, und wir alle waren sowohl von der Idee wie von seiner Begeisterung ergriffen. „Maler und Dichter haben Vereine,“ sagte er, „und ihre Werke gedeihen in einzelner Abgeschlossenheit, sie können ihre Arbeit ruhig beschauen, bis die Erregung des Schaffens vorüber ist, und besonnen wie vor einem fremden Werke stehen, prüfen und lernen. Wir können nur empfinden, was wir schaffen, und wissen nie, ob das, was einer gewollt, ganz zur Anschauung und Geltung gekommen ist. Wenn wir uns so vereinigen, um den Ernst in der Kunst aufrecht zu halten, wenn die Verschiedenheiten der Ansichten freundlich ausgeglichen werden, da muß ja kleinlicher Neid und Selbstsucht in der reinen Lust der Begeisterung schwinden!“

Er war glühend rot geworden, als er so zu uns sprach und bebte vor Erregung, die sich uns allen mitteilte. Taubert sprang auf, umschlang ihn mit Tränen im Auge, küßte ihn und rief: „Das führe aus! Das bist du wieder, ganz du, du Prachtker!“

„Deine Idee ist sehr schön,“ sagte ich, „aber glaubst du wirklich Schauspieler zu finden, die sich gern und willig von ihren Kollegen oder, was noch mehr ist, vor ihren Kollegen beurteilen und tadeln lassen werden? Ich fürchte, du wirst der einzige unter ihnen sein.“ „So, meinst du, ich solle den Plan aufgeben,“ sagte Eduard etwas heftig.

„Das nicht, versuche es, aber wundere und ärgere

dich nicht, wenn du mißverstanden und belächelt wirst!" Eduard beschloß gleich am andern Tage zu Lemm, einem sehr ernstern, tüchtigen Künstler, und zu Louis Schneider, einem intelligenten, frisch unternehmenden Mann, zu gehen, ihnen sein Vorhaben mitzuteilen und sich ihre Ansicht darüber zu erbitten.

Voll Spannung saß Taubert am nächsten Morgen bei uns, Eduards Rückkehr zu erwarten, als wir stark schellen, rasche Tritte auf der Treppe hörten, und Eduard mit dem Rufe „ätſch, ätſch, du hast dich gründlich blamiert!" eintrat. „Die Herren sind Feuer und Flamme für die Sache und so voll Eifer, daß sie gleich bei den Kollegen Teilnehmer werben wollen, sie sind des besten Erfolges gewiß. Ich soll eine Aufforderung schreiben, welche die Förderung und den Nutzen eines solchen Vereins schildert, und diese Aufforderung soll sämtlichen Mitgliedern des Königlichen Theaters zugesandt werden.“

Er machte sich gleich an die Arbeit, saß bis spät in der Nacht, las mir den Aufsatz vor, änderte, besserte und schrieb ihn dann von mir diktiert ins Reine.*) Am andern Morgen wanderte der Theaterdiener mit dem verhängnisvollen Blatte durch die Stadt und brachte wirklich zu unserer aller Freude nicht nur sehr viele sondern die Unterschriften der ersten Künstler mit. Nun sollte keine Zeit verloren werden, und gleich am nächsten Montag

*) Abgedruckt im Almanach für Freunde der Schauspielkunst aus d. J. 1836. Her. v. L. Wolff, Berlin 1837. S. 126—139. Vergl. dazu Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Neu-Ausgabe. Berlin 1905. Bd. I S. VI f., XII f., Bd. II S. 437—439.

[17. Dezember 1834] um 3 Uhr ward die erste Zusammenkunft angesetzt. In festlicher, feierlicher Stimmung richtete ich unsern grünen Saal mit Eduard zum Empfange der Herren ein und zählte im untern Zimmer mit Lore, wieviel Personen wir die Treppe hinauflaufen hörten.

Die Hauptaufgabe des Vereins war, sich einander offen und frei — wenngleich rücksichtsvoll und schonend — die ungeschminkte Wahrheit über dargestellte Rollen mitzuteilen. Sie versprachen zu dem Zwecke, wenn irgend möglich, jeder größeren Aufgabe des Kollegen im Theater beizuwohnen, um ihm das Resultat ihrer Beobachtungen gleich am nächsten Vereinstage mitzuteilen. Die Kritik des einen mußte natürlich die Zustimmung oder den Widerspruch des andern hervorrufen, und diese Debatte hielt Eduard gerade für das Förderndste und Belehrendste.

Auch über die Aussprache verschiedener Wörter, besonders der Fremdwörter, sollte ernstlich beraten werden und eine Vereinigung gesucht. Eduard schrieb deshalb an Tieck, mit dem er den freundlichen Verkehr erhielt, und der alte Herr ging voll Interesse auf die Sache ein. Das Vorlesen neuer beachtenswerter Schriften brachte ihnen auch viel schöne, anregende Stunden, kurz, alles, was Eduard von dem Verein gewünscht und gehofft hatte, war erfüllt, über alle seine und unsere Erwartung geglückt. Zwei volle Jahre dauerte dies schöne Künstlerverhältnis und stand in vollster Blüte.

In jene Zeit fiel Seydelmanns erstes Auftreten in Berlin. Es erregte große Sensation und brachte viel lebhaftes Besprechungen im Bühnenverein hervor. Eduard war voll der größten Teilnahme und Spannung, und

auch ich muß gestehen, daß ich mit dem höchsten Interesse seinen Darstellungen folgte. Wenn auch Eduard und ich beide ganz übereinstimmend fanden, daß er sich weniger um die Intentionen des Dichters kümmerte, als sich und seiner besonderen Begabung brillante Rollen zu schaffen, so war er doch konsequent in der Durchführung dessen, was er sich vorgenommen hatte. Das alte Sprichwort: „Ende gut, alles gut“ paßte gar nicht für ihn, er suchte stets beim ersten Auftreten in einer Rolle zu frappieren und einzunehmen. Daß im Verlauf des Stückes die Spannung nachließ und matter wurde, bemerkten gewiß außer uns noch viele, keiner aber hatte den Mut, dieser Autorität gegenüber es sich oder gar ändern einzugestehen.

Eduard bildete sich ein, daß auch solch ein Meister ernste Teilnahme für die Förderung der Kunst haben müsse und lud ihn ein der nächsten Versammlung des Vereins beizuwohnen. Seydelmann nahm es sehr freundlich an und kam. Sein bloßes Erscheinen wirkte auf alle die Kollegen außer Eduard und Louis Schneider fast lähmend; zaghaft und beängstigt brachten sie ihr Urteil über die Aufführung des vergangenen Abends hervor. Er ging sehr befriedigt fort.

Tags darauf machte er uns einen Besuch. Die Unterhaltung, die sich natürlich nur um künstlerische Gegenstände drehte, war lebhaft und hübsch, und es tat uns allen leid, als Eduard, nach der Uhr sehend, schnell aufsprang, zu einer Probe zu gehen. Seydelmann bat um Erlaubnis, noch ein wenig verweilen zu dürfen, was Eduard ersichtlich freute. Ich suchte das unterbrochene Gespräch fortzusetzen. Seydelmann, der den Ton unserer Unterhaltung jetzt ver-

ändert hatte, merkte bald, daß seine Huldigungen mir mißfielen und lenkte mit großem Geschick sein Gespräch auf Eduard, lobte seine Noblesse, das seine Verständnis jeder von ihm dargestellten Rolle, wie er hoffe seine Freundschaft sich zu erwerben, die er gewiß zu verdienen sich bestreben werde. Tags darauf machte Eduard ihm seinen Gegenbesuch und kam gerötet vor Freude zurück. „Ich habe eine herrliche Stunde mit Seydelmann verlebt,“ rief er mir zu. „Wie ist es beglückend, in dem Beruf, der mir der höchste scheint, einen so gleichgestimmten Künstler zu finden!“

„So, hast du den gefunden?“ fragte ich.

„Er hofft, wie ich, von unserm Zusammenwirken viel, jeder auf seine Weise. Mit vereinten Kräften, sagte er, wollten wir den Kollegen ein Beispiel aufopfernder Hingebung sein und ihnen zu beweisen suchen, daß es des größten Künstlers nicht unwürdig sei, kleine Nebenrollen zu übernehmen, wenn es dem Ganzen, dem Ensemble, zugute kommt.“

„Sehr hübsch gesprochen,“ sagte ich, „und er wird es gewiß ganz lobenswert finden, wenn du gleich mit den Nebenrollen den Anfang machst.“

„Therese!“ rief Eduard erzürnt. „Selbst der ruhige Gemm,“ fuhr er eifrig fort, „ist ganz von ihm eingenommen und hofft das Beste für unser Institut von ihm.“

Ich konnte mich nicht mehr bezwingen und rief: „Wie ist es nur möglich, daß ihr vernünftigen Männer euch so täuschen lassen könnt. Ich traue ihm nicht über den Weg.“

Eduard stand auf und verließ hastig das Zimmer. Ach, wie kam ich mir so schlecht neben ihm vor!

Am nächsten Montag schon kam Eduard von der Probe sehr still und traurig zu mir ins Zimmer. Er reichte mir ein Zeitungsblatt, das Vemm ihm gegeben; es enthielt eine Schilderung des Schauspielervereins, sehr hübsch geschrieben; unter dem Schein der Anerkennung und Bewunderung aber blickte in jeder Zeile Fronie und Bosheit durch. Eduards eifriges Streben, den Stand zu veredeln, das Bemühen aller Mitglieder, sich gebildet zu zeigen, die Weihe, welche den ganzen Raum erfüllte und über alle ausgebreitet war, das bescheidene Tischchen in der Ecke, worauf eine Flasche Wasser, Gläser und Zucker stand, um die etwa aufgeregten Gemüther gleich abkühlen und beruhigen zu können; das alles war pikant und amüßant gezeichnet, doch der Spott über das Ganze war unverkennbar.

„Seydelmann schreibt so gut, wie er spricht,“ sagte ich.

„Du meinst auch, daß er es ist?“ fragte Eduard.

„Wer könnte es anders sein, er war bisher der einzige Gast in euerm Verein.“

„Vemm hält ihn auch für den Schreiber des Artikels. Ich glaube, ich bin ihm ein wenig im Wege. Wie er früher die Rivalität des Onkels Ludwig scheute und deshalb alle Aufforderungen, in Berlin zu gastieren, zurückwies, ja selbst nach dessen Tode die Zeit der Trauer und Vergötterung des genialen Künstlers vorübergehen ließ, so tritt ihm jetzt, freilich auf ganz andere Weise, der Nefte in den Weg. Er ist sehr ehrgeizig, bemüht sich ruhelos um die Gunst der ausgezeichneten Männer der Wissenschaft und findet nun zu seinem Erstaunen und Verdruß mich ganz heimisch in diesen Kreisen. Es ist eine Schwäche, die man einem bedeutenden Menschen nachsehen muß.“

„Nein,“ sagte ich, „diese Ansicht kann ich nicht teilen, dem Unbedeutenden würde ich es verzeihen, wenn er sich bemühte, etwas zu erreichen, der Bedeutende braucht solche Mittel nicht.“

Eduard in seiner Güte fuhr fort bei jeder Gelegenheit für Seydelmanns Engagement in Berlin zu wirken, was denn auch wirklich 1838 zustande kam. Wie viel Kränkungen, Verdächtigungen und Widerwärtigkeiten Eduard durch diesen edlen Freund bereitet wurden, ist gar nicht zu sagen, und meine Antipathie gegen ihn war gewiß berechtigt. Trotzdem kann ich nicht leugnen, daß ich ungern eine Vorstellung versäumte, in welcher er beschäftigt war, obgleich ich seine kleinen Künste ihm schon abgemerkt hatte und ziemlich genau vorher wußte, wann ein Aufschrei oder ein Flüstern kommen würde. Interessant aber war er immer.

Trotz jenes Zwischenfalls war der Schauspieler-Berein wieder ruhig und ernst vorwärts gegangen, da kam von einer Seite, von welcher man es am wenigsten erwarten konnte, der erste Bruch in das Gebäude, und unaufhaltsam stürzte es zusammen. Lemm, der sonst so ernste, ruhige Mann, durch eine erbärmliche Empfindlichkeit gereizt, zeigte seinen Austritt an und benahm sich außerdem falsch und treulos gegen Eduard. Dieser mit Recht empört darüber, schwieg dennoch der guten Sache wegen und versuchte alles, dies Zerwürfniß auszugleichen — umsonst! Lemm blieb unbewegt, und viele andere, die wohl nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet, der lästigen Arbeit und Erziehung loszuwerden, schieden mit ihm aus.

„Bald wird der Verein auch zu meinen schönen Träumen gehören,“ sagte Eduard. „Wie lange wird das kleine Häuflein noch zusammenhalten?“

Und es hielt nicht lange mehr. Der ernste Geist, das Vertrauen war gewichen. Bald kam Eduard und Schneider nur noch — halb aus Ironie — eine Zeitlang zusammen, dann aber fehlte ihnen doch auch der rechte Humor dazu. Sie packten die Akten zusammen, sagten sich als Vereinsmitglieder Lebewohl!, reichten sich die Hand und gingen betrübt voneinander. Fünf Jahre hatte der Verein gedauert, eine längere Zeit, als man gewöhnlich solchen Unternehmungen zutraut.

Erwähnen muß ich noch, daß eben zur gleichen Zeit, als der Schauspielerverein bestand, Eduard auch den Entwurf einer größeren Novelle faßte, die den Stand, das Leben und die Kunst des Schauspielers zum Gegenstand hatte. Eduard hat jahrelang daran gearbeitet, ohne sie indessen zum Abschluß zu bringen. Nach allem zu schließen, was er uns oft daraus vorgelesen hat, ist es sehr zu bedauern, daß ihm Muße und Lust fehlten, ein Werk zu vollenden, zu dem er Kenntnisse und alle sachlichen Vorbedingungen mitbrachte wie wohl wenige.

Unser geselliges Leben gestaltete sich in jeder Beziehung immer reicher und schöner. Eduard hatte sich den vertrauten Umgang vieler ausgezeichneten Männer zu erwerben gewußt. Da nun seine Abende durch Beschäftigung im Theater meistens besetzt waren, bestimmten wir den Sonnabend, an welchem nicht gespielt wurde, um alle 14 Tage die Freunde ungezwungen bei uns zu

sehen. Die Stammgäste waren Dr. Häring (Willibald Alexis), Taubert und Mendelssohn, so oft er in Berlin anwesend war, Kapellmeister Hiller, Nicolai u. a. Die Abende fanden so viel Beifall und wurden so sehr besucht, daß ich oft beängstigt mit Goethe rief:

Äh die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nun nicht los!

Der Frühling kam mir zu Hilfe, alles rüstete sich, das heiße Berlin zu verlassen, um im Freien Erholung zu suchen.

Dr. Häring hatte schon in den ersten Frühlingstagen [1835] seine, durch vieles Arbeiten überreizten Nerven in frischer Seeluft herzustellen gesucht, und kam schon nach 14 Tagen zurück, da eine notwendige Arbeit ihn rief. Er fühlte sich durch den kurzen Aufenthalt in Heringsdorf so gekräftigt, erfrischt und voll Arbeitslust, schilderte das einsame Fischerdorf, die Großartigkeit der See, den herrlichen Buchenwald, kurz alles mit so dichterisch schönen Farben, daß bei Eduard schon der Entschluß feststand, mit uns allen dies Paradies aufzusuchen. Dr. Häring erbot sich gleich an den Inspektor zu schreiben, der von Herrn v. Bülow, dem Grundbesitzer, beauftragt war, für die Verwaltung des Dorfes zu sorgen, uns das eine der vier massiven Häuser, welche es damals nur gab, zu mieten.

Raum waren 8 Tage vergangen, so kam Dr. Häring mit der Antwort des Inspektors, die so günstig ausfiel, daß sie uns in einen wahren Freudenrausch versetzte. Der geniale Dichter war in allen praktischen Dingen sehr

pedantisch, worüber er von mir oft geneckt wurde. Daß wir die vollständige, wenn auch sehr einfache Einrichtung der Zimmer wie der Küche dort finden würden und nur Betten, Wäsche und Silberzeug mitzunehmen hätten, erklärte er mir zu wiederholten Malen und kam, als wir schon mit Einpacken beschäftigt waren, ganz eifrig gelaufen, mir dies wie eine ganz neue Sache noch einmal einzuschärfen.

Wir hatten uns einen möglichst geräumigen Wagen bestellt, in dem wir trotz seiner Breite mit Loren, den Kindern und dem Kindermädchen sehr eingeengt aber voll froher Erwartung dahinfuhren. In Neustadt-Eberswalde und dann noch einmal in Schwedt mußten wir nach damaliger, entsetzlich langsamer Verkehrsart ein Nachtlager machen.

Mittags des zweiten Tages in Stettin angelangt, machten wir uns nach dem Essen gleich auf den Weg, unsere Einkäufe in Lebensmitteln zu machen; der Kaufmann ließ sie am nächsten Morgen gleich zum Dampfschiff besorgen. Wir hatten morgens uns tüchtig zu tummeln, um rechtzeitig im Hafen zu sein. Wie gefiel mir das Treiben auf dem Schiff, die kommenden Passagiere, die verschiedenen Hotelbediensteten mit Koffern und Reisefäcken, alles war munter und ich die Munterste von allen.

Das Schiff glitt, ohne zu schwanken und zu schaukeln, leicht über die Wasserfläche dahin, da, plötzlich erfaßte mich ein Schwindel. Der Wind hatte sich erhoben, Eduard führte mich zur Bank, die rings um den Rand des Schiffes lief; in dem jämmerlichsten Zustand, den man sich denken kann, hätte ich gern alles Reisen verwünscht, wenn es mir nicht auch dazu an Kraft gefehlt hätte.

In Swinemünde fanden wir die lebenswürdige Familie Krause, der wir durch Dr. Häring empfohlen waren, schon am Hafenplatz unserer wartend.

Als ich mich an Frau Krausens Teetisch von der widerwärtigen Seekrankheit einigermaßen erholt hatte, kletterten wir auf den für uns bestimmten kleinen Wagen und fuhren, beladen mit vielen Leckerbissen, welche die unermüdllich sorglichen Krauses uns aufgepackt hatten, dem ersehnten Heringsdorfe zu.

Die Fahrt durch den Wald, durch den tiefen, trockenen Sand ging unserer Ungeduld viel zu langsam, da, endlich hörten wir — worauf wir lange schon gelauscht hatten — das metallene ferne Brausen des Meeres. Jetzt noch die letzte Strecke, durch immer dürstiger werdende Föhren, dann eine kleine Neigung des Weges hinab, und vor uns lag in ihrer ganzen Großartigkeit und Majestät die See.

Stumm, mit Tränen im Auge, saßen wir andächtig bei dem unvergeßlichen Schauspiel. Die Sonne senkte sich und warf breite Goldstreifen auf den glatten Wasserspiegel, rötliche Wolken schwebten darüber, nur am Ufer kräuselte der Nachtwind kleine Schaumwellen. Auf dem festgespülten, nassen Strände, das eine Rad fast immer im Wasser, ging die Fahrt rasch vorwärts, über tausend kleine Muscheln, Steinchen und Seetang.

Unser Haus nahm sich ganz stattlich aus, alle Fenster standen offen, ein gutes Zeugnis für die Sorglichkeit der alten Fischersfrau, die jetzt Kastellanin dieses Häuschens war. Mit Schrecken fiel uns plötzlich ein, wie Häring uns gesagt hatte, daß es damals, als er herkam, im ganzen Ort noch keinen Tropfen süßen Wassers gegeben

hätte; es mußte aus einem entfernten Dorfe geholt werden, unendlich beschwerlich und hindernd für jeden Haushalt. Aber auch diese Angst war unnütz.

Frau Pahl, die uns sehr freundlich empfing, hatte für alles gesorgt. Wir fanden Wasser, Feuer, Milch und Brot. Wir alle waren ermüdet und angegriffen von der Reise, legten uns zeitig nieder, konnten aber lange nicht einschlafen. Das wunderbare Rauschen und Brausen der See hatte, in den ersten Nächten wenigstens, etwas allzuaufregendes.

Der köstliche, helle Morgen lockte uns früh hinunter an den Strand. Ringsum Einsamkeit und Stille, wir waren noch fast die einzigen Gäste. Der Badekarren war weit hinausgeschoben in die See. Die Fischer waren ausgefahren auf den Fang, die Frauen in der Wirtschaft oder mit Flicker der Netze beschäftigt, nur die Fischerkinder spielten hier leise und bescheiden mit Muscheln und Sand. Entzückt genossen wir diese beruhigende Stille, durch nichts unterbrochen als das sanfte Plätschern der anschlagenden Strandwellen.

Leider ließ das schöne Wetter uns schon nach wenig Tagen im Stich, heftiger Wind, Regen und dadurch unerträgliche Kälte stellten sich ein, dazu ward Lore sehr krank, so daß sie im Bette bleiben mußte, und wir den Arzt aus Swinemünde holen ließen. Wir machten Feuer im Ofen, die Kinder holten Keiser und vom Sturm abgebrochene Äste, die in der Nähe des Hauses lagen, alles ward in den Ofen gesteckt, nützte aber nicht viel. Der kleine Holzvorrat mußte für die Küche bleiben, da es sehr schwierig war, neues zu erlangen. Da machte ich den Vorschlag, uns draußen warm zu laufen. Das Kindermädchen



Heringsdorf

setzte ich an Lorenz's Bett, wir packten uns warm ein und gingen einer Savoyardenfamilie ähnlich zum Haus hinaus, wo gleich ein so heftiger Sturm uns faßte, daß wir uns aneinander halten mußten, um nicht umgerissen zu werden. Im Walde war es besser, der Regen ließ nach, eine Viertelstunde schien sogar die Sonne und lag hell blinkend auf den nassen Blättern und Gräsern, die Kinder suchten sich Beeren, die spärlich anfangen zu reifen, und mühsam arbeiteten wir uns durch das nasse Gestrüpp. Jetzt hatten wir einen rührenden Anblick, eine hohe, schlanke Fichte war vom Sturm der letzten Nächte aus den Wurzeln gerissen und lag knarrend und ächzend in den Armen einer schönen, großen Buche, welche die Fallende aufrecht hielt. Wir standen lange, um zu sehen, ob die Fichte stürzen und die Buche mit sich reißen würde. Noch ganz eingenommen von dem eben gesehenen gingen

wir weiter, als wir eine Szene erlebten, die uns noch stärker bewegte. An der einen Seite lichtete sich der Wald, so daß wir eine weite, große Wiese übersehen konnten; da, plötzlich lief der Hund der Frau Pahl, ein beständiger Begleiter der Kinder, durch das hohe Gras einer Stelle zu, wo er unsern Blicken entschwand, dagegen sahen wir ein Reh in hastigster Flucht schreiend dem Wald zulaufen. Ich hatte nie gewußt, daß Rehe schreien können, und der Ton war so jämmerlich, daß er mir durch die Seele schnitt. Das arme Tier kam, wie von einem Entschluß getrieben, zurück, lief, als wolle es den Hund verjagen, der Stelle zu; dieser fuhr bellend in die Höh, und seiner zaghaft schwachen Natur folgend flüchtete es sich, beängstigt überall umblickend, wieder in den Wald. Jetzt waren die Kinder nicht mehr zurückzuhalten, sie liefen durch das nasse, hohe Gras, ich sah sie an der Stelle niederknien, wo der Hund war. „Ach ein kleines Reh,“ riefen sie mir traurig zu und trieben den Hund fort. Marie nahm das zuckende, sterbende Tierchen auf den Schoß, band ihr Tuch ab und bedeckte es damit, ein Weilchen ließ ich sie so gewähren. Auf mein Rufen und Bitten legten sie das Rehchen nieder und folgten mir tief betrübt. Ich führte sie absichtlich einen andern Heimweg, wo das Meer aufgeregt durch Sturm und Regen der verflossenen Tage und Nächte donnernd und die Wellen hoch aufstürmend einen großartigen Anblick gewährte, aber ich merkte bald, daß es den Kindern erging wie mir. Die Teilnahme und das Weh, das wir mit den kleinen Erdennöten empfanden, lag uns heute näher, als die Großartigkeit des Unendlichen.

Eduard, der kein Bad verlieren wollte, und unterdes hinuntergegangen war, blieb so lange aus, daß ich voller Besorgnis die Kinder ihm entgeschickte, da ich etwas Schlimmes fürchtete. Ganz im Gegenteil kam er sehr heiter und erregt zurück. Er hatte unten am Strand eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht, einen Dr. Karl Werder, Professor der Philosophie; sie hatten sich gleich so sympathisch zu einander hingezogen gefühlt, daß sie beim Brausen der Wellen auf und abgehend die abstraktesten Gespräche miteinander führten.

Ein kleines Unwohlsein hielt den Professor einige Tage im Zimmer fest, auf seinen Wunsch besuchte Eduard ihn in dieser Zeit öfter, was sie schnell einander noch näher brachte. Auch mir ward Gelegenheit, durch einige in unserer Küche bereitete Gerichte, welche ich ihm durch die Kinder schickte, ihm vertraulich nahezutreten, und von dieser Zeit an ist Werder uns allen ein lieber, Eduard aber ein wahrer Seelenfreund geworden.

So gingen die Sommertage in geschäftigem Müßig-gang und ungezwungener geistiger Unterhaltung harmonisch und erquickend dahin.

Erfrischt und in jeder Weise befriedigt kehrten wir von dem schönen Aufenthalt zurück, und mit erneuter Lust ging Eduard an seine Tätigkeit, die ihm in diesem Winter wieder viel Interessantes bot.

Es hatte sich ein Literarischer Verein gebildet von Schriftstellern, Gelehrten und Professoren, zu dem auch Eduard aufgefordert wurde.

Hier lernte Eduard so manche neuere literarische

Erfcheinung kennen, so manchen bedeutenden Mann. Auf einem Heimweg schloß sich ihm der Historiker Friedrich Ludwig v. Raumer an, der sich ihm schon immer freundlich genahet hatte. Er war gerade mit der Herausgabe der Hohenstaufen beschäftigt. Er bat Eduard, wenn es seine Zeit irgend erlaube, ihm immer das fertiggewordene Manuskript vorlesen zu dürfen, damit Eduard ihm ohne Scheu seine Meinung aussprechen könnte; dagegen wolle er, der so große Freude an Eduards Kunstleistungen habe, wenn irgend möglich keine Vorstellung, in der er beschäftigt sei, versäumen und ebenso seine Ansicht nicht zurückhalten. Dieses Anerbieten, das Eduard natürlich mit Freuden annahm, schaffte ihm viele der schönsten Stunden. Wie es Raumer auch treulich ausführte, zeigt ein Billet aus jener Zeit, das sich auf eine vorhergegangene Besprechung einer Rollenauffassung und auf Eduards folgende Darstellung bezieht:

Dem Urtheil anderer will ich nicht vorgreifen, was aber mich anbetrifft, so hat mich ihre letzte Darstellung des Rizzio [in dem Trauerspiel Maria v. Schottland, 5. Dezember 1838] in meiner Ansicht nur bestärkt und bekräftigt. Das ganze Stück wird begreiflicher und gewinnt an Zusammenhang, und doch gingen Sie nicht über das Maß [dessens] hinaus, was der Dichter vorschreibt oder erlaubt. Schon die Kleidung macht hier den Mann und deutet auf Charakter, Stimmung und Zweck hin. Ich kann, da ich vollkommen mit der neuen Weise zufrieden bin, nicht zur Rückkehr in die alte raten. Jedenfalls habe ich darin durchaus Recht gehabt, daß Sie ein Mann sind, mit dem man offen

sprechen darf und der darin einen Beweis der Achtung sieht, daß man von ihm nichts anders denkt, als mit ihm redet. Behandeln Sie mich in gleicher Weise.

Professor v. Raumer.

Eduards Vater hatte sein Geschäft aufgegeben, da sich ihm eine sehr günstige Gelegenheit zum Verkauf desselben bot. Es tat uns allen recht leid, als die Eltern die wohlbekannte Wohnung und den Laden in der Brüderstraße verließen. Aber die alten Leute konnten nun ganz nach ihrer Bequemlichkeit leben. Mathilde, die indes geheiratet, hatte den Mann sehr bald verloren, zog nach einigen Jahren mit ihrem hübschen Knaben nach Dresden zu Karl, der sich von seiner Frau Wilhelmine Schröder getrennt hatte und nun der Schwester gern sein Haus und die Leitung seiner Kinder übergeben wollte. Ihr Kind starb am Scharlachfieber, so gab sie den Bitten der Eltern nach, kehrte nach Berlin und zu ihnen zurück. Sie lebte im freundlichsten Einverständnis mit ihnen und pflegte mit den Geschwistern vereint die schwer erkrankte Mutter bis zu ihrem Tode. Eine Zeitlang blieb sie noch beim Vater, bis sie sich wieder verheiratete mit dem Kaufmann Stägemann.

Der alte Vater fand glücklicherweise eine brave, ältere Person, die ihn vortrefflich pflegte und alle seine kleinen Wünsche zu erfüllen wußte. Er machte jeden Vormittag, wenn das Wetter es irgend erlaubte, eine Promenade und kehrte selten mittags zurück, ohne eins seiner Kinder besucht zu haben. Er freute sich über das Gedeihen der Enkel und sang ihnen seine chansons vor. Die Abende brachte er

meistens im Theater zu, wo er einen Sperrsiß ganz in der vorderen Reihe abonniert hatte, weil sein Gehör etwas nachgelassen hatte. So verlebte der alte Herr zu unserer aller Freude noch einige Jahre heiter und voll Teilnahme für all seine Angehörigen.

1836 [am 7. März] wurde ein neues Stück, Die Leibrente von Maltitz, einstudiert und erregte des Vaters höchstes Interesse, da „sein Eduard“ eine brillante Rolle darin spielen sollte. Mit wahrhaft jugendlicher Ungeduld konnte er kaum den Abend der Aufführung erwarten, und Eduard sah das gespannte, aufmerksame Gesicht seines Vaters gleich beim Auftreten hell und vergnügt zu ihm emporschauen. Manchen Satz sprach er lauter und schärfer, um sich dem lieben, alten Herrn verständlicher zu machen.

Am nächsten Morgen — wir saßen recht vergnügt beim Frühstück — wurde die Türe aufgerissen, und der Stiefelpuzer stürmte mit den Worten herein: „Herr Devrient, erschrecken Sie nicht, Ihr Vater is' dot!“

Wie Eduard sich ankleidete, in die Droschke und in des Vaters Wohnung kam, ist mir noch unerklärlich, denn wir waren alle wie erstarrt.

Schluchzend empfing ihn die Haushälterin und erzählte, wie munter und vergnügt ihr Herr aus dem Theater nach Haus gekommen sei, wie er ihr nicht nur das eben gesehene Stück erzählt sondern auch vorgespielt habe und immer dazwischen gerufen: „Das müßten Sie von meinem Eduard seh'n!“ In der Nacht, durch sein Schellen erweckt, sei sie schnell zu ihm gelaufen. Er hatte das Licht angezündet, klagte, er fühle sich nicht

ganz wohl, und bestellte Kamillentee! Zitternd und bebend habe sie den Tee bereitet — ihren lieben Herrn aber nicht mehr lebend gefunden, als sie ihn ihm bringen wollte Eduard ließ sie laut weinend und jammernd stehen und ging leise in des Vaters Zimmer. Da lag er unverändert, freundlich, als ob er schlief. Auf dem Tischchen dicht vor seinem Bette war der Theaterzettel des gestrigen Abends ausgebreitet, die Brille lag darauf. Er hatte vor dem Einschlafen wohl noch einmal den Zettel gelesen. Tief erschüttert stand Eduard lange bei der Leiche des Vaters, bis nach und nach die Geschwister kamen, alle aufs innigste ergriffen von dem plötzlichen Verlust.

Den Theaterzettel nahm Eduard mit und legte ihn zu den andern traurigen Andenken, wo er nun schon über 40 Jahre wohl aufbewahrt ist und noch manches Menschenleben überdauern mag.

Eduard hatte das Elternhaus verloren, und obgleich ihm längst entwachsen, war er tief erschüttert, diese für ihn geheiligte Stätte nun für immer entbehren zu müssen.

Im selben Jahr [1836] wurden wir Hausbesitzer und Bürger von Berlin. Die Wohnung im Hinterhaus in der Markgrafenstraße war uns immer enger und unbequemer geworden; in einer geräuschvollen, stau-
bigen Straße zu wohnen, konnten wir uns nicht entschließen. So hatte Eduard im Tiergarten an der Bellevuestraße ein reizendes Häuschen, das noch erst fertig gebaut wurde, gekauft. Während der Bauherr rüstig an die Arbeit gehen ließ, war Eduard geschäftig, alles für die innere Ausstattung des Hauses zu beschaffen:

meiner Meinung nach viel zu kostbar und elegant, nach Eduards ernstem Wort „für unsere Lebenszeit“.

Im Juni 1837 war unser neues Haus fertig, alle Vorsichtsmaßregeln von Lüften, Räuchern angewandt worden, so daß wir auf Versicherung des Arztes getrost hineinziehen konnten. Wir kamen uns in den schönen Räumen, die mit so geschmackvoller Eleganz ausgestattet waren, ganz vornehm vor. Alle unsere Freunde teilten unsere Ansicht und genossen manchen schönen Abend auf dem großen Balkon, der mit *Caprifolium* ganz umrankt, den süßesten Duft verbreitete.

Und doch, obgleich unsere jetzige Wohnung ganz von Gärten umgeben, viele Annehmlichkeiten bot, so verlangten doch Eduards durch viele Arbeit angegriffene Nerven dringend nach den Seebädern, die ihm, wie unserer schwächlichen Marie stets so wohl bekamen, daß wir uns abermals zur Reise nach Heringsdorf rüsteten.

Es waren unvergeßliche Tage, reich an Körper-, Geist- und Seelenerfrischung, die wir hier wieder gemeinsam verlebten. Wir hatten die Bekanntschaft vieler interessanter und liebenswürdiger Menschen gemacht, musizierten, lasen und schwärmten zusammen im Wald, am Strande und den vielen benachbarten hübschen Ortschaften.

Der einzige Schatten, der in das sonnenhelle Heringsdorfer Leben schien, war der Anblick der vielen Kretins. Wir hatten in diesem kleinen, armseligen Dorf fünf gezählt, die entweder elend und krank oder vergnügt uns angrinsend vor ihren Türen im Sande saßen. Es war rührend, die sorgliche Bärtlichkeit zu sehen, mit welcher

die armen Mütter diese Kinder behandelten, und wir dachten uns ihr Schicksal trostlos, wenn eines derselben die Mutter verlieren sollte. Es gab uns viel zu denken und zu überlegen, wie man wohl helfen könne.

Da faßte Eduard den Entschluß, eine dramatische Vorlesung zu halten und von dem Ertrag eine Stiftung für diese Kinder zu gründen. Ich theilte seinen Plan einigen mir bekannten Damen mit, die so davon eingenommen waren, daß sie versprachen, die Sache gleich ins Werk zu setzen und uns jede Beteiligung an dem Geschäftlichen dabei freundlich abnahmen. Zwei Herren, der eine bei der Berliner Bank angestellt, der andere Jurist, beide als Badegäste jetzt hier anwesend, erboten sich, das Geld anzulegen und so gut als möglich zu verwerten. Herr von Bülow bot gleich seinen Salon für die Vorlesung an. Die Damen schickten ein Zirkular herum, dessen Erfolg so günstig ausfiel, daß sie das Zimmer neben dem Salon auch in Anspruch nehmen mußten.

Nach ungefähr acht Tagen sahen wir nachmittags um 3 Uhr von unserm Fenster aus schön gepuzte Damen und Herrn aus vielen Häusern nach dem Salon des Herrn von Bülow gehen; auch am Strand entdeckten wir mehrere Equipagen eiligst heranzufahren. Jetzt war es auch für uns Zeit, uns auf den Weg zu machen. Mit klopfenden Herzen gingen Lore und ich mit Eduard hinüber.

Er hatte Goethes Egmont gewählt, bei dem die Mannigfaltigkeit der Charaktere und der belebende Reiz der Volksszenen dem dramatischen Vorleser reichen Stoff bieten. Wir fanden den ganzen Saal schon so gefüllt, daß wir im Vorderzimmer bleiben mußten, während

Eduard den Saal entlang ging und sich oben an ein Tischchen setzte. Er war sehr erregt sowohl durch die gespannte, lebhafteste Teilnahme der Zuhörer, als durch den Zweck. Die ganze Gesellschaft war tief bewegt, und wir hatten mehr Freude und eine größere Geldeinnahme, als wir gehofft und erwartet hatten. Eduard übergab die Summe den beiden Herren, diese setzten ein Dokument darüber auf, worin bestimmt würde, daß, wenn eine Mutter dieser Kinder sterbe, dasselbe eine regelmäßige Pension erhalten solle, welche eine Fremde in den Stand setze, die Pflege der Waise zu übernehmen. Mit größtem Eifer und Umsicht haben beide Herren ihr Amt verwaltet und noch vor einigen Jahren hörten wir, die Devrient-Stiftung in Heringsdorf bestehe immer noch.

So schön und herrlich der Aufenthalt auch dort gewesen, unsere Freude, in unser Berliner Häuschen zurückzukehren, war nicht geringer. Der Kreis der Freunde bereicherte sich noch immer mehr. Damals wurde uns die Bekanntschaft zweier Frauen, die mir fürs ganze Leben wert und teuer blieben, die eine, war Werders Cousine, die Majorin Fiedler, voll Geist und Seelenwärme, voll Enthusiasmus für alles Große und Schöne und doch auch voll lebhaftester Teilnahme für alle meine kleinen häuslichen Leiden und Freuden. Sie näherte sich uns auf das hingebendste, und Lore und ich fühlten uns auch zu ihr so hingezogen, daß wir, wie kleine Schulfädchen, uns gleich „du“ nannten. Die andere war Alwine Frommann aus Weimar, die uns oft und gern von Goethes Besuchen in ihrem Elternhause erzählte.

Sie war Zeichenlehrerin und später Vorleserin der Kaiserin Augusta, welche ihr ganz besonderes Vertrauen schenkte. Ich wußte auch niemand, dem man sich lieber vertrauen und sein Herz eröffnen möchte, als der weichen, zarten, empfindungsvollen Alwine; auch sie wurde mir bald eine Duzschwester. Noch nach 40 Jahren haben unsere Kinder und Enkel in Weimar in Alwinens von einem Hauch der Goethezeit durchwärmtem Zimmer die Treue ihrer Freundschaft erfahren.

Das gesellige Leben gewann in unserm Hause immer größere Ausdehnung in den hohen, schönen Räumen. Die Musik klang vortrefflich; so unternahmen wir unter Fannys Leitung Felixens Liederspiel und später Haydns Jahreszeiten einem zahlreichen Kreis von Freunden und Bekannten vorzutragen. Freilich durften wir es schon wagen, denn der verhätschelte Liebling des Berliner Publikums Mantius übernahm wieder die Tenorpartie. Eine sehr tüchtige Altistin und ein zwar kleiner aber sicherer Chor musikalisch gebildeter Herren und Damen nahmen teil an unserm Unternehmen. Eduard sang Raug und Simon, ich Lisbeth und Hanne.

Die größte Anziehungskraft aber übten Eduards dramatische Vorlesungen der Klassiker aus, durch Tieck angeregt. Er fing mit einer kleinen Zahl von Zuhörern an, fand aber bald so viel Anteil, daß unsere Räume fast nicht ausreichten, und wir manche Wünsche unberücksichtigt lassen mußten. Künstler und Gelehrte waren am meisten dabei, ich erinnere mich noch, wie in einem Winter z. B. die Bildhauer Rauch, Drake und Tieck, der Bruder des Dichters, lebhaft teilnahmen, was Eduards Interesse daran natürlich noch sehr steigerte.

Die Zimmer waren hergerichtet, die Kronleuchter brannten, Edwards Tischchen mit dem von Lore schön gesticktem Lesepult stand bereit. In feierlicher Spannung warteten wir bis es halb 5 Uhr schlug, da wurden die jüngeren Kinder mit dem Kindermädchen, ein Korb voll Lebensmittel, Mäscherei und Kochgeschirr hinaufgeschickt in die große Mansardenstube. In diesem Jahr durfte Felix unten bleiben, stand in der Fensternische des kleinen Salons, gab blöde, verlegene Antworten auf die freundlichen Fragen der eben eintretenden Fremden, während Marie wie ein junges Hoffräulein respektvoll und anmutig die Honneurs machte und die Damen durch die sehr breite, weit geöffnete Flügeltüre mir zuführte. Ich war weniger respektvoll und weniger anmutig, denn ich hatte das schreckliche Amt, ihnen Plätze anzuweisen. Vergebens war mein Bedauern des sehr beengten Raumes, meine Vorstellungen und Bitten keine Sitze zu überspringen, da alle genau berechnet seien. Mit Schrecken sah ich überall Lücken und die Stühle aus den Reihen hinausgeschoben; als ich sie endlich alle glücklich untergebracht hatte, war ich so angegriffen und verstimmt, daß ich die ganzen Vorlesungen verwünschte.

Da kam Eduard herein, ging an sein Tischchen, begrüßte die Versammlung und warf einen spähenden Blick über das Lesepult, zu suchen, wo ich säße, denn wir hatten verschiedene geheimnisvolle Zeichen, die er, wie er behauptete, nicht entbehren könnte, wie z. B. ein beifälliges, kaum für andere sichtbares Beifallsnicken, eine leichte Handbewegung, welche ihm sagte, ob er das Tempo beschleunigen oder zurückhalten müsse u. dgl. mehr.



Eduard Devrient

Nach dem Ölgemälde von Hertz

Landesbibliothek
Karlsruhe

Shakespeares Othello war eine mit von seinen schönsten Vorlesungen, und Desdemona das Rührendste, was man hören konnte. Überhaupt wurden Frauenrollen fast am meisten bewundert. Er las sie nicht wie Holtei oft und Tieck immer im Fistelton. Seiner vortrefflich geschulten Stimme standen alle Nuancen zu Gebot; er veränderte den Ton nicht, setzte ihn nur leiser und leichter ein, was sowohl der Deutlichkeit, als dem leidenschaftlichsten Ausdruck keinen Abbruch tat.

Um 7 Uhr, oft auch etwas später, entfernte sich die freudig erregte Versammlung. Nur einige Nächststehende, wie Karl Werder, Moriz Veit, Julius Klein, blieben noch zurück. Es bildeten sich die interessantesten Gespräche über das eben Gehörte, wie über andere Dichtwerke, und ich war recht unglücklich, daß ich nicht dabei bleiben und zuhören konnte. Aber sobald sich das Auditorium entfernt, rief ich durch das Sprachrohr meine kleine Herde herunter, die, ihre Freiheit genießend, jetzt lärmend und tobend ins Zimmer sprang.

Neben diesen Vorlesungen in unserm Hause hatte Eduard schon seit Jahren die Aufforderung des Fürsten Radziwill angenommen, den Goetheschen Faust mit der vom Fürsten komponierten Musik in dessen Palais zu lesen. Ich war erstaunt, als ich jetzt bei öffentlichen Aufführungen*) sie hörte, über den leidenschaftlichen Schwung vieler Teile der Musik, über die sich den Worten

*) Aufführung bei Radziwill: 12. März 1832. — Aufführungen nach Radziwills Tod (+ 7. Aug. 1833) in der Singakademie: 26. Oktober 1835, 25. Februar, 28. Mai, 2. Juni 1836, 27. April, 30. Oktober 1837, 30. März 1839, 4. Juni 1840. — Im Radziwillschen Palais: 17., 22. Jan. 1839.

so anpassend melodramatischen Momente und die michtigen Chöre. Eduard erzählte mir viel von dem Eifer des Fürsten wie von der lebenswürdigen Teilnahme seiner Gemahlin. Auch im Schloß beim Kronprinzen [Friedr. Wilhelm IV.] wurde eine solche Aufführung wiederholt. Nach Beendigung derselben trat der Kronprinz einmal mit von Weinen geröteten Augen zu Eduard: „Es ist doch ein kolossales Werk, ich sage Ihnen, Devrient, ich bin ganz futsch.“

Wenige Monate nach jenen Abenden in seinem Palais war Fürst Radziwill gestorben. Eduard wirkte noch oft in Radziwills Faust mit. Im Jahre 1839, als Eduard in Paris war, wurde mir von den Hinterbliebenen mit einem verbindlichen Briefchen ein Ring mit blauem Steine geschickt, den der Fürst bis zuletzt getragen und sehr wert gehalten hätte. „Faust 1839“ steht darin eingraviert: Eduard sollte ihn als ein Andenken schöner vergangener Stunden bewahren. Er hat noch viele unvergeßliche Faustaufführungen treu in unserm Hause begleitet.

Um dieser ganzen, so reichen, anregenden Zeit die Krone aufzusetzen, schickte die Intendanz [1838] Eduard die Rolle des Hamlet mit dem Bemerken, daß er selbst die Zeit der Aufführung bestimmen dürfe*). Hiermit war sein höchster künstlerischer Wunsch erfüllt.

Sollte man es für möglich halten, daß gerade jetzt eine Melancholie sich seiner bemächtigte, die wie ein Alb auf uns allen lastete. Er empfand ein wahres Heimweh, eine Sehnsucht nach reineren, besseren Zuständen! wünschte sich fort von den Wirren und der Erdnot des Lebens. Das Studium des Shakespeareschen Meisterwerkes trug

*) Aufführung: 17. November 1838.

nicht wenig dazu bei, diese Stimmung zu verstärken; er versenkte sich ganz in den Charakter des Hamlet, fühlte ihn sich so ganz sympathisch und ihm durchaus ähnlich. Das widerstritt ich nun aufs lebhafteste. „Wie ist es möglich,“ sagte ich, „daß du dein klares Urtheil jetzt so ganz verloren hast? Du ähnlich dem Hamlet? Dem verweichlichten, sich verzärtelnden Prinzen, der wie ein Schuljunge froh ist, wenn er von jeder Arbeit sich drücken kann und du! der gerade im Gegenteil überall bereit ist zu helfen und vor keiner Mühe und Arbeit zurückweicht! Besinne dich, was Werder neulich spaßhaft zu dir sagte — du müßtest dich eigentlich an die Landstraße stellen und rufen: „Wer hat Arbeit und möchte sie los sein, packt mir sie auf, ich übernehme alles!“ — Eduard lächelte schmerzlich und war trauriger als zuvor, da er sich auch von mir nicht verstanden glaubte.

In meiner Sorge wandte ich mich an den Arzt. Er hielt es für Überreizung der Nerven, durch zu angestrengte geistige Arbeit, verlangte, er solle viel spazieren gehen, mit den Kindern spielen und im Garten arbeiten. Eduard, der mir ganz entgegen stets allen ärztlichen Vorschriften folgsam war, zeigte sich gleich bereit dazu, konnte aber natürlich nur selten von diesem Heilmittel Gebrauch machen.

Da, mitten in unserer größten Betrübniß, kam Hilfe, von einer Seite, von der wir sie am wenigsten erwarten konnten. Die Gesellschaft des théâtre français in Paris wurde schon seit längerer Zeit zu einem größeren Zyklus von Gastdarstellungen am Berliner Hoftheater erwartet. Sie waren angekommen und die ganze Stadt in freudiger Spannung. Für den ersten Abend war:

Estelle, worin St. Aubin die Hauptrolle spielen sollte, angefeht. Sehr verstimmt ging Eduard in diese Vorstellung, denn er meinte, das hohle Pathos, die affectierte und outrierte Spielart der Franzosen würde dem Publikum noch den letzten Rest von Gefallen an einfachem, natürlichem Spiel nehmen. Wir verbrachten den Abend in recht bedrückter Stimmung, als lebhaft an der Haustüre geschellt wurde. Eduard kam aus dem Theater. Wie anders, als er fortgegangen war! Neu belebt, erregt, konnte er für sein Entzücken kaum Worte finden. Gerade die einfache Natürlichkeit, die unwiderstehlich überzeugende Wärme waren es, die ihn immer ausrufen ließ: „Von den Franzosen könnt' ich lernen; an ihnen erkenn' ich, was mir fehlt!“

Noch in der Nacht wurde Eduards Reise nach Paris beschlossen, zu der ich ihn besonders drängte, weil ich mir Heilung für Geist und Seele davon versprach. Am nächsten Morgen ging er zum Grafen, ihm seinen Plan mitzuteilen und ihn zu bitten, sich bei dem Könige um Urlaub für ihn zu verwenden. Die Kosten der Reise wolle er gern auf sich nehmen, nur müsse er um einen Vorstoß bitten, da es ihm augenblicklich an so viel barem Geld fehle. Der König bewilligte den Urlaub, was Graf Redern ihm sehr erfreut mitteilte, da er selbst sich einen großen Gewinn für unser Theater von Eduards Bereicherung seines Könnens und Wissens versprach. Eduard war durch diese Aussicht wie neu belebt und studierte fleißig französisch.

Alle Vorbereitungen zu der ersehnten Reise nach Paris waren getroffen, es war im März 1839. Die

Witterung, obgleich der Frühling nah, so kalt, daß Eduard sich für die Nachtfahrt ein paar große Filzstiefel kaufen mußte. Werder kam, noch alle Verabredungen zu treffen, und begleitete ihn, nachdem wir einen heiteren Abschied genommen, nach dem Posthof, schickte in seiner liebenswürdigen Weise ganz früh des nächsten Morgens ein Billettchen mit tausend Grüßen von Eduard und kündigte sich gleich zum Mittag bei uns zum Essen an.

Sehr angenehm war uns die Erlaubnis, unsere Briefe durch die Gesandtschaft Eduard zukommen zu lassen, ebenso erhielten wir die seinen auf diesem Wege, wodurch er kostenfrei seine Tagebücher schicken konnte. Wie es ihm in Paris ergangen, was er dort gesehen und erlebt, schildern seine Briefe aus Paris*).

Wie durchlebten wir alles mit ihm, wie nahmen wir teil an seinen Eindrücken, seinen Freuden und Ehren und seinen kleinen Leiden der Sehnsucht nach Deutschland, nach Hause, zu uns. Wie bangte mich mit ihm nach dem herrlichen Wiedersehen.

Frisch und heiter, ja ausgelassen, kam er uns zurück. Morgens beim Ankleiden hörten wir ihn schon französische Zeitungsträger nachahmen, dann das muntere, hohe, französische Geschnattere der Buben, welche an den Straßenecken stehen, die vorübergehenden Herren heranzurufen, die Stiefel zu putzen. Von allen Freunden und Bekannten wurde er herzlich begrüßt und ohne Ende mußte er erzählen. Seine Briefe erschienen bald im Druck und wurden mit Interesse aufgenommen; auch der König

*) Schriften Bd. IV.

ließ ihm sagen, daß er jeden Abend sich von der Fürstin Liegnitz daraus vorlesen ließe.

Der König wie Graf Hedern gaben sehr gern Eduard die Erlaubnis, geschlossene Theaterdekorationen bei uns einzuführen; er hatte ihren außerordentlichen Vorteil für leichte Konversationsstücke in Paris kennen gelernt; so wurden nach seiner Angabe Dekorationen verfertigt, und die beiden Stücke, *Der Fabrikant* [16. Jan. 1840] und *Mademoiselle de Belle Isle* [erst am 3. März 1843], welche er mitgebracht und für die deutsche Bühne bearbeitet hatte, in der neuen Gestalt aufgeführt und fanden außerordentlichen Beifall.

Wir fühlten uns auf dem Gipfel unsers Glückes. Da, munter und vergnügt, von einem Spaziergang im Tiergarten gegen Abend heimkehrend, fanden wir Annychen von einem heftigen Schüttelfrost ergriffen. Wir schickten eiligst zum Arzt, er kam, schien uns, obgleich er noch nichts sagte, sehr besorgt. Da das Fieber zunahm, ließen wir ihr Bett in unser Schlafzimmer tragen. Nicht der sorglichsten Aufmerksamkeit unsers Arztes, nicht der zärtlichsten Pflege, — besonders Marie überbot ihre Kräfte Tag und Nacht — gelang es, sie zu erhalten, so starb nach sieben Tagen das blühende, schöne, kräftige Mädchen und zerstörte alle die vielen Hoffnungen, die wir mit auf ihre Begabung und ihren Geist gesetzt hatten. Wie einsam fühlte sich die arme Marie, wie rührend war ihre Sehnsucht nach der Freundin, das war Annychen ihr trotz ihrer Jugend gewesen.

Eduards Beschäftigung im Theater, die mir am Herzen lag wie ihm, die herzliche Teilnahme aller un-

ferer Freunde, die alle so bemüht waren, den schweren schmerzlichen Verlust uns tragen zu helfen, machte doch, daß wir den Winter nicht so still zubrachten, als wir unserer Stimmung nach vorhatten.

Das Frühjahr lockte wieder Freunde und Bekannte auf unsern Balkon und in unser Gärtchen. Wie erkannten wir alle den unschätzbaren Gewinn, den der stets anregende und geistreiche Verkehr mit so viel ausgezeichneten Menschen unsern Kindern bringen mußte, obgleich sie jetzt noch nicht imstande waren, die oft sehr abstrakten Gespräche zu verstehen. Sie gewöhnten sich, Achtung vor dem Geist zu haben und still und respektvoll zuzuhören.

Zum August und September [1840] hatte Eduard ein Gastspiel in Stuttgart angenommen. Da er durchaus darauf drang, daß ich ihn begleiten sollte, so bekam ich wieder ein Stück Schönheit der Welt zu sehen.

Die Stadt, rings von Weinbergen eingeschlossen, der schöne Schloßgarten, das verlockende, kleine Café Marquardt, alles gefiel uns sehr wohl, am meisten aber die ungewöhnlich freundliche, ja herzliche Aufnahme der ausgezeichnetsten Familien. Beim Hosprediger Grüneisen waren wir bald wie alte Freunde.

Eduard hatte bei den ersten Mitgliedern des Theaters gleich Besuche gemacht, die sie bald erwiderten, wodurch mir auch Gelegenheit wurde, die Herren kennen zu lernen. Moritz, der jetzt Seydelmanns Stelle einnahm, war von feinem Benehmen und geistvoll humoristischer Unterhaltungsgabe, die er auch mit so viel Ber-

ständnis als Lebhaftigkeit auf künstlerischem Gebiete anwandte. Bald nach ihm kam Döring, der später in Berlin so Gefeierte. Er war der Nachahmer des Dnkels Ludwig auf und außer der Bühne. Er hatte Talent genug, die frappanten Momente des Dnkels glücklich darzustellen, nur fehlte ihm das Unmittelbare und Naive, welches allen Rollen des Dnkels eigen war. Mir kam sein etwas exaltiertes Künstlerwesen Eduard gegenüber ein wenig gemacht vor. Er lenkte auch bald von solchen Gesprächen ab und ging auf seine Lieblingsunterhaltung über, Geschichtchen und Anekdotchen zu erzählen, wie der Dnfel es auch zu tun pflegte. Wir verbrachten beinahe zwei Stunden auf die heiterste Weise mit ihm. Wir waren aufgestanden, da er sich zum Gehen bereit machte, als Eduard ihn noch fragte, wie er denn eigentlich mit Seydelmann ausgekommen sei? Er erwiderte, daß es oft sehr schwierig gewesen, und ahmte dabei Seydelmanns Sprache sehr komisch nach.

„D,“ sagte er, „lieber Devrient, Seydelmann kann sich vieles interessant ausdenken, auch gut ausführen, erwärmen, erschüttern kann er nicht. Es fehlt ihm hier!“ Er schlug mit der Hand auf sein Herz, dabei sprang er auf mich zu, umfaßte mich, riß mich gewaltsam an sich, warf den Kopf hintenüber, blickte nach oben und rief mit bebender, von Tränen erstickender Stimme: „Mädchen, ich liebe dich! Sehen Sie, Devrient, das kann er nicht.“ Ich machte mich ärgerlich und rasch von ihm los und dachte, Gott sei Dank, daß Seydelmann das nicht kann, denn ich fand ihn abscheulich. Eduard konnte vor Lachen kein Wort hervorbringen.

Amalie Stubenrauch, die berühmte Schauspielerin und Freundin des Königs von Württemberg, nahm es sehr günstig auf, daß ich Eduard bei seinem Besuch begleitete. Ich war erstaunt, sie so wenig hübsch zu finden. Ihre Züge waren weder edel noch sehr ausdrucksvoll, aber die angenehme Miene wie die wohl-lautende Stimme hatten etwas Einnehmendes. Ihre große, ziemlich starke Figur war von vornehmer Haltung, und ihre ganze Erscheinung hatte, ohne hochmütig zu sein, etwas aristokratisch Feines. Ihr Salon wie das kleine Boudoir daneben waren geschmackvoll, elegant und mit vielen Kunstgegenständen geziert; außer dem Diener, welcher uns die Thür öffnete, sahen wir beim Fortgehen den Kutscher in gleicher Livree auf dem Hofe stehen.

Am nächsten Morgen [25. August 1840], bei einem Gange durch die Stadt, las ich mit Angst und Zittern an allen Straßenecken „Don Carlos, Posa: Herr Devrient vom Berliner Hoftheater als Gast.“ Der Tag verging, wie alle solche Tage, sehr langsam. Als es Zeit war, brachte mich Eduard zur Frau Grüneisen, die mich ins Theater begleiten wollte. Der Hofprediger sprach sein inniges Bedauern aus, nicht selbst der Vorstellung beiwohnen zu können, was er seiner Stellung wegen nicht dürfe; er schickte deshalb seine Frau, die ihm Bericht erstatten solle. In der Loge hielt die gute Frau beruhigend meine Hand in der ihren, war aber fast ebenso aufgereggt wie ich. Die Stubenrauch als Königin war bewundernswürdig, so königlich und doch so rührend; ich habe weder später noch vorher die Rolle jemals so darstellen sehen. Eduard stand ihr würdig zur Seite, mir

schien, als ob auch er die Rolle noch niemals so gespielt hätte. Es war ein herrlicher Abend. Eduard spielte noch mit der Stubenrauch zusammen den Fabrikanten [zweimal], in Cannstatt den Oheim in dem Schauspiel der sächsischen Prinzessin Amalie, wieder in Stuttgart den Nathan und zum Schluß den Hamlet.

Wir hatten am Tage schon unsere Abschiedsbefuche gemacht, da wir den nächsten Morgen abreisen wollten. Als wir am Abend aus dem Theater kamen, fanden wir von Fräulein Stubenrauch einen frischen Lorbeerstrauß auf ein zierliches Blatt geheftet, darunter die Worte:

Hat auch die Prosa des Lebens die Begeisterung, welche meine Jugend für die dramatische Kunst erglücken machte, geschwächt, so ist sie doch nicht erstorben; die freudige Gewißheit wurde mir bei der Anwesenheit meines verehrten Kollegen, Herrn Eduard Devrient.

Bei ihm geht der edle Mensch mit der Kunst und Poesie Hand in Hand.

Stuttgart, den 10. Sept. 1840.

Amalie Stubenrauch,

königl. württ. Hofschauspielerin.

Eine wesentliche Bereicherung unseres geselligen Kreises war die Bekanntschaft mit dem Gartendirektor Lenné. Er lebte in Potsdam, wo seine Dienstwohnung in dem schönen königlichen Sans-Souci-Garten lag. Da er jede Woche ein oder zwei Tage in Berlin sein mußte, hatte er ein Absteigequartier von einigen Zimmern ganz in unserer Nähe im Tiergarten für sich eingerichtet und kam an keinem Montag von Potsdam herüber, ohne uns

nicht wenigstens zu begrüßen. Wer den steifen, trockenen, zeremoniellen Mann sah, würde schwerlich bei ihm so viel Phantasie und Erfindungskraft erwartet haben. Auch fehlte es ihm nicht an Energie und rastlosem Eifer, seine phantastischen Ideen auszuführen. Er verstand es, eine flache, uninteressante Gegend in eine reizende Landschaft umzuwandeln und deshalb hielt ihn auch Friedrich Wilhelm IV. in hohen Ehren. Im Sommer, wenn der König in Sans-Souci wohnte, mußte Lenné mit wenig Ausnahmen die Vormittage bei ihm zubringen, brachte seine sehr sauber gezeichneten Aufrisse, Pläne, Berechnungen mit, und es war ein wahrhaft königliches Vergnügen: Hügel aufzuwerfen, Gruppen von großen, alten Bäumen zu verpflanzen und rieselnde Wässerchen zu schaffen.

So war wieder ein großes Projekt entworfen und genehmigt worden, der König in seiner ungeduldigen Weise drängte die Arbeit zu beginnen, und da Lenné keine Mittel zu scheuen hatte, machte er sich gleich daran. Man sah noch bis spät in der Nacht seine Arbeitslampe im Studierzimmer brennen und konnte ihn schon am frühesten Morgen draußen bei den Arbeitern finden. Da kam Frau Lenné eines Tages sehr aufgeregt zu uns, um zu erzählen, was ihrem Mann geschehen sei. Der König hatte sich natürlich mit seiner regen Erfindungsgabe auch mit dem Plan zur Verschönerung seines Potsdam sehr eingehend beschäftigt und zu Lennés Schrecken in dem fertig vorhandenen Plan seine Wünsche zu Veränderungen hineingezeichnet. Lenné im ersten Unwillen darüber habe vielleicht ein wenig unpassend dem König gesagt, daß dies nicht mehr möglich sei, da die Arbeit

zu weit vorgeschritten. Der König, sehr verstimmt darüber, habe ihn ungnädig entlassen. Frau Lennés Versuche, ihn zu beruhigen und ihr Bitten dem Könige, wenn nicht in allem, doch in einigen Punkten nachzugeben, was die Majestät zu öfteren Malen gegen ihn getan, hätten nichts gefruchtet, und so hat sie denn Eduard und den Geheimrat Seiffert, einen genauen Freund Lennés, sobald als möglich hinüberzukommen, ihm vernünftig zuzureden, da sie fürchte, er könne etwas tun, was ihn später reuen würde. Den Tag darauf konnte Eduard nicht fort, und als die beiden Friedensstifter nach ein paar Tagen hinüberkamen, fanden sie alles schon wieder in bester Ordnung. Lenné, der mit wahrer Zärtlichkeit an dem König hing, konnte diesen Zustand nicht länger ertragen, ließ sich bei demselben melden und ward so freundlich gütig aufgenommen, daß bald jede Mißstimmung schwand. Die großen Baumgruppen und Hügel durften stehenbleiben, nur die Bosquets mußten andere Plätze schmücken, und einige Wässerchen mußten über andere Stellen rieseln.

Es gehörte damals zu den Annehmlichkeiten Berlins bei Direktor Lennés eingeführt zu sein, sie waren beide gute, wohlwollende Menschen, die ihr Vergnügen darin fanden, andern ein Vergnügen zu bereiten. Von einem neuen Gedanken belebt kam Frau Lenné eines Morgens zu uns, sie wollte bei sich Komödie spielen lassen, worauf auch ihr Mann sich ganz besonders freue und sie ermutigt hätte, Eduard zu bitten dies Unternehmen zu leiten. Eduard war gern bereit. Sein Vorschlag, ein kleines Stück des dänischen Dichters Holberg, Der ge-

schwächige Barbier, zu geben, welches er zufällig jetzt bearbeitet und von allem Überflüssigen befreit hatte, wurde mit Freuden angenommen, die Besetzung und alle dazu nötigen Vorkehrungen gleich besprochen. Eduard wollte die Rolle des Barbier übernehmen, ich sollte seine alte Mutter, unsere Marie eines der jungen Mädchen spielen.

Der Abend rückte heran. Eine Ouverture wurde auf dem Flügel gespielt. Ich stand zitternd und behend in der Couliße und glaubte nicht imstande zu sein, ein Wort hervorzubringen; da war Eduards kleine Szene vorüber, ich kam, und — man schien uns rasch erkannt zu haben — als ich im Auftreten ihm zurief: „Sage mir einmal, du unnützer Schlingel, wie hast du dich wieder gegen den Apotheker betragen?“ erscholl ein so andauerndes Gelächter, daß ich einen Augenblick warten mußte und in der Pause all meine Angst verlor.

Das Stück brachte die Gesellschaft in die heiterste Stimmung, die sich auch nachher bei dem trefflichen Souper erhielt. Auch die Arbeiter und die Dienerschaft in der Küche hatten bei einem Fäßchen Bier und kräftiger Kost einen frohen Abend. Wir hörten zu öfteren Malen ein Hoch auf das Wohl der Gastgeber erschallen, das drinnen bei uns ein freudiges Echo fand.

Das Jahr 1842 brachte eine große Veränderung beim Theater. Graf Redern war in eine höhere Hofcharge eingetreten, dafür Herr v. Rüstner, der als Führer des Leipziger Stadttheaters gute Geldgeschäfte gemacht, an dessen Stelle zum Intendanten berufen worden. Die Tendenz des neuen Führers der Kunstanstalt

war bekannt genug, um Eduard mit tiefster Betrübniß zu erfüllen. Alle die Künstler, welche weder um die Gunst des Publikums noch um die der Kritiker gebuhlt hatten, wie der Onkel Ludwig, Lemm, Beschort, waren tot; vereinsamt stand Eduard und vielleicht desto schroffer dem jetzigen Treiben gegenüber. Es empörte das bessere Publikum wie alle Theaterfreunde, daß Herr v. Rüstner ohne Scheu jeden Abend ein oder zwei Rezensenten in seiner Loge hatte*).

In dieser widerwärtigen Zeit kam Eduard die Auforderung zu einem Gastspiel in München [Juni 1842]. höchst erwünscht. Ich durfte wieder mit, und wir fuhren vergnügt zusammen ab. Daß wir dort Eduards Jugendfreund Ernst Förster finden würden, nahm uns gleich etwas von dem Bangen, welches ein Aufenthalt in einer fremden, großen Stadt immer bringt. In München auf dem Posthof angelangt, wurden wir mit so herzlicher Freude von Förster begrüßt, er war so ganz unverändert der Alte, daß wir uns recht heimisch fühlten. Er begleitete uns zu einer kleinen Privatwohnung, die er für uns besorgt hatte und forderte uns auf gleich den Abend bei ihm und seiner Frau den Tee zu trinken. Er war mit Emma, der jüngsten Tochter Jean Pauls, verheiratet, war Eigentümer eines kleinen Häuschens und Gartens, also ganz solide eingebürgert, trotzdem aber hatte er sein munteres, frisches Burschenwesen treulich bewahrt.

Eduard trat als Fabrikant auf, Frau Förster ging mit mir in die Loge, er begleitete uns, um ins

*) Eduard hat das Unerträgliche dieser Zustände im 5. Bd. seiner Gesch. d. deutsch. Schauspiel. [S. 218—228] geschildert, wie er es erlebt.

Parterre zu gehen und drückte mir, als wir uns trennten, so die Hand, daß sie mich den ganzen Abend über schmerzte. Als Eduard nach dem ersten Akttschluß stürmisch gerufen und mit Beifall überschüttet wurde, trat ein alter Herr, der vor uns auf dem Balkon gesessen, sehr lebhaft heran, reichte der Frau Förster die Hand, indem er sagte:

„Wie ich meine Münchner kenne, hat ihr Freund Devrient sich alle Herzen erobert.“

Frau Förster stellte mich, als des Künstlers Frau, dem alten Herrn vor. Es war Friedr. Wilh. Thiersch. Sein Name war uns, als eines berühmten Philologen, nicht unbekannt.

Die nächste Rolle war Hamlet, worin Constanze Dahn sehr reizend und rührend Ophelia spielte. Das überfüllte Haus, die gespannte Aufmerksamkeit, die lebhafteste Teilnahme begeisterten Eduard so, daß ihm die Rolle besser als jemals gelang. Als wir sehr glücklich nach der Vorstellung ganz spät noch beisammen saßen, den guten Erfolg nach Hause zu melden, klopfte es, und Förster, dem ein hochgewachsener Herr mit sehr intelligentem Gesichtsausdruck folgte, trat ein. Förster stürzte auf Eduard zu, umschlang ihn mit beiden Armen und konnte keinen Ausdruck finden für sein Entzücken. Der fremde Herr wartete lächelnd den Freudenrausch ab. Jetzt kam Förster wieder zur Besinnung und stellte den Herrn als den Professor Dönniges vor, der später eine so große Rolle in München gespielt hat, der, wenn auch nicht so exaltiert, doch nicht weniger befriedigt von Eduards Darstellung des Hamlet war.

Der folgende Tag, ein Sonntag, war für Eduard ein freier, und wir benutzten ihn gleich, von Förster eingeführt, zu einem Besuch in Wilhelm Kaulbachs Atelier. Wir fanden den wirklich schönen Mann, im kurzen, schwarzen Samtrock, den Malerstock in der Hand, an der Staffelei stehend. Auf die liebenswürdigste Weise zeigte er uns die eben vollendeten und noch unvollendeten Bilder. Eduards Bewunderung und sein Verständnis erfreuten ihn so, daß er unermüdlich war im Zeigen und Erklären, wir so vertieft im Schauen des Schönen, daß wir gar nicht merkten, wie es später und später wurde.

Förster hatte uns schon verlassen und als Eduard unser allzulanges Bleiben entschuldigte, forderte der Professor uns auf mit ihm und seiner Frau nach Starnberg zu fahren, wo sie ein kleines Sommerhäuschen hätten, das sie gewöhnlich des Sonntags mit den Kindern besuchten.

Nach entzückender Fahrt mit dem schönen Paar über den grünen, kristallklaren See, dem man bis auf den Grund sehen konnte, und über den im leichten Schaukeln des flachen Kahns unsere zweistimmigen Lieder ganz eigentümlich hinschwebten, landeten wir am Sommerhäuschen. Dort fanden wir noch einige Malerschüler Kaulbachs, mit denen wir auf den bewaldeten Höhen einen höchst fröhlichen Nachmittag verbrachten.

Der nächste Tag war wieder ein sehr aufregender, da Eduard abends den Tasso spielte. Er kam sehr befriedigt mittags von der Probe zu Försters, bei denen wir zu Tisch waren. Die heutige Vorstellung stand nicht hinter der des Hamlet zurück. Sich so verstanden fühlend,

konnte Eduard die feinsten Nuancen zur Geltung bringen, aber wie ward er auch unterstützt. Constanze Dahn war die reizendste Prinzessin, die man sich denken konnte, so voll Anmut und Bornehmheit, dabei voll Temperament, voll kränklicher Erregtheit, gar nicht so vernünftig, wie mir bis jetzt dem leidenschaftlichen Tasso gegenüber alle Prinzessinnen erschienen sind.

Nathan, Eduards durchgeistigter, feingefühlter Nathan, war seine letzte Rolle, und so ging dieses Gastspiel über all unsere Erwartung glücklich vorüber.

Am Tag vor unserer Abreise verlebten wir noch einen angeregten Mittag bei Professor Thiersch. Geistreiche Professoren und schwärmerische Frauen der Stadt, sowie eine große Anzahl Studenten bewegten sich munter und lebhaft in den behaglich und künstlerisch ausgestatteten Salons. Es war eine höchst interessante, ausnehmend belebte Gesellschaft, in der Förster uns wie ein guter Großpapa präsentierte, und es machte mich sehr glücklich, Eduard als den Mittelpunkt zu sehen. Reich an Eindrücken kehrten wir heim.

Wie hübsch war es aber auch wieder zu Hause, wenn wir drei des Abends traulich in innerlichen Gesprächen beieinander saßen, oder, wenn Eduard im Theater war, wir mit den Kindern lernten, spielten, oder ich ihnen erzählte. Wie beglückend waren diese Stunden! Am liebsten hörten sie von meinen Erlebnissen, was sie sich wieder und immer wieder erbat. Einmal hatte Eduard unbemerkt von mir zugehört, trat rasch hervor, indem er sagte:

„Das mußt du niederschreiben, aber gerade so, wie du es eben den Kindern erzählt hast.“ Ich lachte und meinte: „Was fällt dir ein, das kann ich nicht!“

Am nächsten Mittag brachte er mir ein schön gebundenes Buch, auf dessen Deckel mit goldenen Buchstaben Erinnerungen stand.

„Ich denke, das soll dir Lust machen, mir wenigstens ist nichts so verlockend, als wenn ein weißer Bogen vor mir aufgeschlagen liegt.“

Er hatte recht; das schöne, saubere Papier verlockte mich wirklich, und so sind diese Erinnerungen entstanden, wenn auch oft mit langen Unterbrechungen. Ich habe nie ein Tagebuch geführt, die Ereignisse standen stets lebendig vor meiner Seele, je entfernter, je klarer und bestimmter. Das Niederschreiben im Augenblick des Erlebnisses ist gewöhnlich erregt und vom Moment befangen.

Immer unangenehmer und verdrießlicher wurden die Theaterverhältnisse für Eduard. Er, der unser Haus und die ganze Einrichtung für die Zeit unseres Lebens bestimmte, hatte jetzt keinen anderen Gedanken, als alles im Stich zu lassen und nur fortzukommen. Da traf ihn im Frühjahr 1843 die Einladung des Herrn von Rüttichau zu einem Gastspiel nach Dresden.

Nach dem letzten Auftreten eröffnete ihm der Intendant, daß er die Einladung hauptsächlich als Vorwand benutzt habe, ihn in Dresden kennen zu lernen, da er ihm Wichtiges mitzuteilen habe. Er sagte ihm, von seinem ernstern, künstlerischen Wirken und Streben habe er längst gehört, da aber auch seine persönliche Erscheinung ihm wie seiner Frau ganz geeignet für eine solche Stellung schiene, frage er ihn, ob er die künstlerische Leitung des Dresdener

Institutes in vollster Ausdehnung übernehmen wolle. Er wolle ihm nicht verhehlen, daß er von seinem Einfluß auf Emil das Allergünstigste hoffe; dieser hätte stets mit solcher Verehrung von ihm gesprochen, daß er überzeugt sei, Eduard wäre der einzige Mensch, auf dessen Rat und Meinung Emil etwas geben würde. Eduard hat ihn keine zu große Hoffnungen darauf zu setzen, vor allen Dingen aber niemals ihn merken zu lassen, welche Hoffnungen er bei dem Zusammenwirken der Brüder hege, man könne nicht vorsichtig genug in diesem Falle zu Werke gehen. Lüttichau erklärte sich gern dazu bereit, denn, wie es jetzt hier stünde, ginge das Institut zugrunde. Nicht allein, daß Emil wochen-, ja monatelang entfernt sei, auch dürfe, so habe Emil es verfügt, kein anderer während seiner Abwesenheit eine von seinen größeren Rollen spielen, dadurch läge natürlich das ganze klassische Repertoire darnieder. Selbst wenn er nach Dresden zurückgekehrt, spiele er nur kleine, leichte Rollen, um sich von den Anstrengungen der Gastspiele auszu-ruhen oder Kräfte für neue Reisen zu sammeln. Eduard konnte sich nicht enthalten zu fragen:

„Und das dulden Sie, Exzellenz?“

„Ja, das fragen Sie wohl. Hundertmal habe ich ihm vorgestellt, das Institut ginge so zugrunde, worauf er immer dieselbe Antwort hat: „Gut, da kann ich ja gehen.“ Aber ich kann ihn nicht gehen lassen, denn er ist der Liebling des Hofes und des Publikums. Kurz, ich setze alle meine Hoffnungen auf Sie.“

Eduard verkannte keineswegs die große Schwierigkeit seiner Aufgabe; auf der andern Seite aber wurde ihm

ein so schöner Wirkungskreis geboten, daß er den Versuch wagen wollte, in der Hoffnung, auf Emils bessere Natur in aller Liebe und Güte wirken zu können.

Zurückgekehrt, reichte Eduard gleich Herrn v. Rüstner seine Entlassung ein, ging zu seinem wohlwollenden Gönner Alexander v. Humboldt, ihm das Resultat dieser Reise mitzuteilen. Dieser wollte zuerst durchaus nicht darauf eingehen. Als Eduard ihm aber erklärte, wie er lang schon fühle, daß er die elegisch-jugendlichen Rollen aufgeben und in das eigentliche Charakterfach übertreten müsse, wozu ihm hier durch Seydelmann und Herrn v. Rüstner jede Möglichkeit genommen, dort aber die schönste Aussicht geboten werde, wie ihm zugesichert sei, daß trotz der Übernahme der Leitung des Instituts ihm dennoch Zeit bleiben solle, eine Geschichte der deutschen Schauspielkunst, eine Idee, die ihn Tag und Nacht beschäftige, auszuführen. Als Humboldt aufmerksam dies alles gehört, rief er:

„Sie haben recht, Sie müssen fort, ich werde sobald als möglich dem König ihre Bitte vortragen, sage Ihnen aber im voraus, daß wir einen harten Kampf zu bestehen haben.“

Am nächsten Morgen schon erhielt Eduard ein Billett von Humboldt, welches der lebenswürdige alte Herr noch in der Nacht, von einem Hoffest heimgekehrt, geschrieben. Er habe Gelegenheit gefunden, den König lange allein zu sprechen, ihm Eduards Bitte vorgetragen, worauf er, wie er es nicht anders erwartet, eine abweisende heftige Antwort erhalten, er solle sich darüber aber keine Sorge machen, er gebe die Hoffnung nicht auf, nur ein wenig Geduld müsse er noch haben.

Nach vielen Bemühungen des einflußreichen Freundes war es gelungen, den König zum Unterzeichnen der Entlassung zu bewegen. Jetzt wurde unser Scheiden von Berlin in der Stadt bekannt, von einigen Blättern als höchster Undank bezeichnet. Diese Ansicht fand bei dem großen Teil des ungebildeten Publikums Anklang. Die Freunde alle waren tief betrübt, konnten uns aber nur recht geben.

Ihm den Abschied wirklich schwer zu machen, ließ ihn bald darauf Prinz Wilhelm, Bruder des Königs [unser Kaiser Wilhelm I.], zu sich rufen. Der Prinz hatte sich stets gegen Eduard sehr wohlwollend und freundlich gezeigt. Er sagte, er hätte von seiner Absicht gehört, das Berliner Theater zu verlassen, hielte es aber bis jetzt nur für ein Gerücht, denn er könne nicht glauben, daß er wirklich gehen wolle. Als Eduard ihm warm und lebhaft auseinandergesetzt, daß das Verbleiben ihm unmöglich, fragte der Prinz, ob er nichts in dieser Sache für ihn tun könne, wozu er sich gern bereit erkläre. Eduard sagte, daß nicht pekuniäre Rücksicht ihn forttriebe, sondern daß ihm hier jede Möglichkeit seiner weiteren Fortbildung genommen sei, während ihm in Dresden die ganze künstlerische Leitung des Institutes nicht allein sondern auch das Eintreten in das feinere Charakterfach geboten sei. Er wäre überzeugt, daß der Prinz, der sich vom Beginn seiner Laufbahn beim hiesigen Theater stets so gnädig und gütig gezeigt, gewiß seinen Rücktritt der eben mitgeteilten Gründe wegen billigen werde.

Der Prinz hatte ihm ernst und aufmerksam zugehört und entließ ihn dann mit den Worten:

„Da ist nichts zu machen, sehe ich, aber, wenn ich mein Bruder wäre, mir kämen Sie nicht fort!“

Auf Wunsch der Singakademie las Eduard zum Abschied noch einmal Goethes Faust zu Radzivils Musik. Humboldt, der unter den Zuhörern gewesen, schickte tags darauf ein Blatt für unser Album, das Eduard ihm gegeben:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.“

Goethe.

Ich darf in dieses Buch schreiben Worte inniger Freundschaft, den Ausdruck tiefer Achtung für ein Talent, das durch die sorgfältigste Ausbildung des Geistes, durch Anmut der Sitten, durch Strenge und Milde des Charakters verschönert ist. Eine edle und reiche Gabe hat Ihnen die Natur gespendet, die zwiefache Kraft, selbst zu schaffen und die Herzen der Hörer zu zwingen durch das, was aus der Seele dringt, im Zauber des Worts und der Harmonie der Töne. Warum müssen denn Äußerungen lang geprüfter Anhänglichkeit wehmütige Erinnerungen erregen? Trennung ist doch nur da, wo man aufhört, sich zu verstehen in der Ansicht der Welt, im Anklang der Gefühle, in der nach Freiheit strebenden Tatkraft.

Alexander Humboldt.

Sehr viel Freude machte Eduard eine Einladung des Personals zu einem Abschiedsfeste, das, wie er mir

erzählte, außerordentlich belebt, warm und herzlich verlieb. Sie überreichten ihm einen prachtvollen, großen Pokal von Rubinglas mit der goldenen Inschrift: „Dem Scheidenden von seinen Kunstgenossen“, füllten ihn mit gutem Wein, ließen ihn mit munteren Sprüchen und Wünschen kreisen. Der Pokal hat später noch manche festliche Stunde mitfeiern helfen.

Eduard hatte als Abschiedsrolle den Tasso gewählt. Der Abend rückte heran. Das Haus war ganz gefüllt, der Beifall matt und kühl, man wollte ihn sein undankbares Fortgehen empfinden lassen. Verstimmt und traurig verließ er die Kunststätte, in welcher er als Jüngling voll Begeisterung die ersten Schritte gewagt hatte. Desto freudiger überrascht war er, als ein paar Herren feierlich in schwarzem Frack und weißer Binde kamen, um uns zu einem kleinen Fest zu holen, das unten im Saale des Hotels de l'Europe von unsern Freunden veranstaltet worden sei. Wir fanden eine zahlreiche Gesellschaft nicht nur von Freunden und Bekannten auch von Verehrern aus der Stadt versammelt. Am Ende der langgedeckten Tafel stand eine Porzellanvase nach der Zeichnung von Hensel, in der königlichen Porzellanfabrik gefertigt.

Werder kam uns sehr feierlich entgegen, führte uns zu dem Platz, um den sich die Freunde schon im Kreise versammelt hatten. Fanny Hensel reichte Eduard mit Goethes Worten „Der frische Kranz gebührt dem Lebenden“ einen schönen Lorbeerkranz. Dann sprach Werder folgende Rede, oft so von Wehmut ergriffen, daß er kaum imstande war, weiter zu sprechen:

Mein teurer Bruder!

Der Kreis von Freunden, den du um dich versammelt siehst, will dich nicht von hier scheiden lassen, ohne dir ein sichtbares Zeichen seiner innigen Hochachtung und herzlichen Neigung mitzugeben an deinen neuen Bestimmungsort. In diesem Sinne überreichen wir dir als ein Ehrengeschenk diese Vase. Der Sockel, auf dem sie stehen soll, wird auf zwei Seiten das hiesige Schauspiel- und Opernhaus als die Hauptstätten deiner bisherigen öffentlichen Wirkung zeigen, auf der dritten die Namen derjenigen, die an diesem Zeugnis zunächst beteiligt sind, und auf der vierten der deinige mit geziemender Inschrift.

Du kommst nach Dresden nicht als einer, der um eine Heimat bitten müßte, nicht hilfsbedürftig und verlassen, sondern als ein reicher Mann kommst du und mit stattlichem Geleite, reich an Ehren und Liebe, an Erfolgen und an Freuden. Du konntest wählen zwischen hier und dort, und was du wähltest, dem gabst du den Vorzug.

Das ist es, was unsere Gabe bedeuten soll, auch unter andern der Wahrheit gemäß; dastehen soll sie dir als ein unantastbares, nicht zu verkümmernendes Denkmal solcher Entscheidung, geweiht von reinen Empfindungen und würdigen Gedanken — als ein frommes Asyl froher und tröstlicher Betrachtung — und umgeben von den Geistern derer, deren Namen sie schmücken, soll sie den neuen Gästen, die über deine Schwelle treten, sagen, wer du bist und wofür du erkannt worden.

Nichts Bedeutendes geschieht in einem Menschenleben, das nicht freudereich und schmerzlich zugleich wäre. Aber du gehst ja nicht aus dem Vaterlande, sondern nur eine Stelle in demselben vertauschest du gegen eine andere. Auch die Kunst hat ihr Vaterland, und da ist es, wo der Künstler am ungehindertsten wirken kann. Das ergreifend, da sich einbürgernd, wird er auch seinem politischen Vaterlande den besten Bürgerdienst an seinem Teile erweisen. Die Stimme des Schicksals ist für den Künstler der Ruf, bei dem seinem Genius wohl wird.

So leb denn wohl — und gehe! Gehe mit Gott. Und er, dem du immer deine Wege befohlen hast, er segne und behüte dich und alle deine Lieben!

Der nächste Morgen ganz früh fand uns auf der Eisenbahn nach Dresden, von den rührendsten Wünschen der Freunde begleitet — neuen Hoffnungen und neuen Sorgen, neuem Glück und neuem Leid entgegen.

